

578

EUGEN

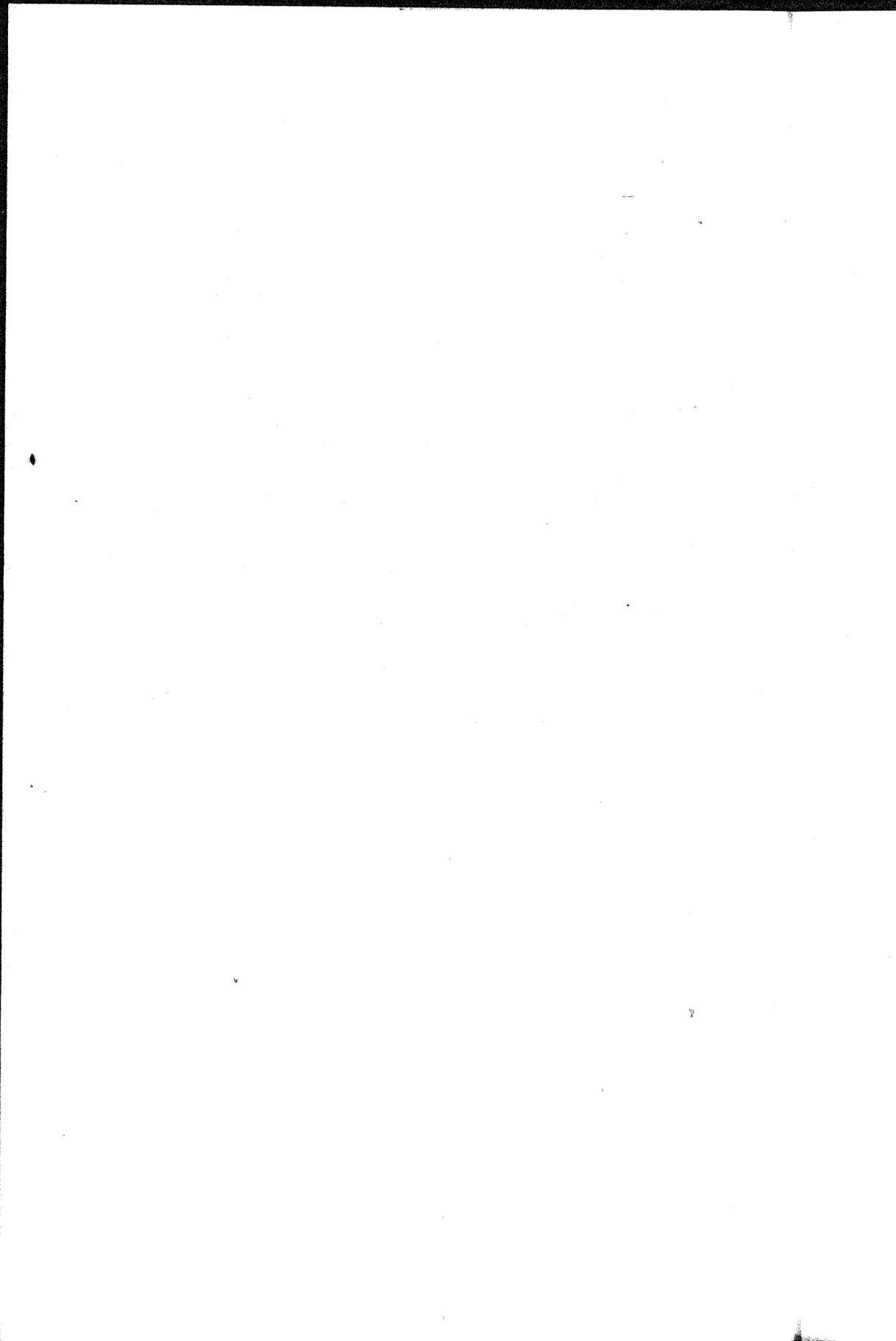
ROSENSTOCK-

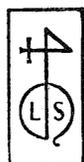
HUESSY

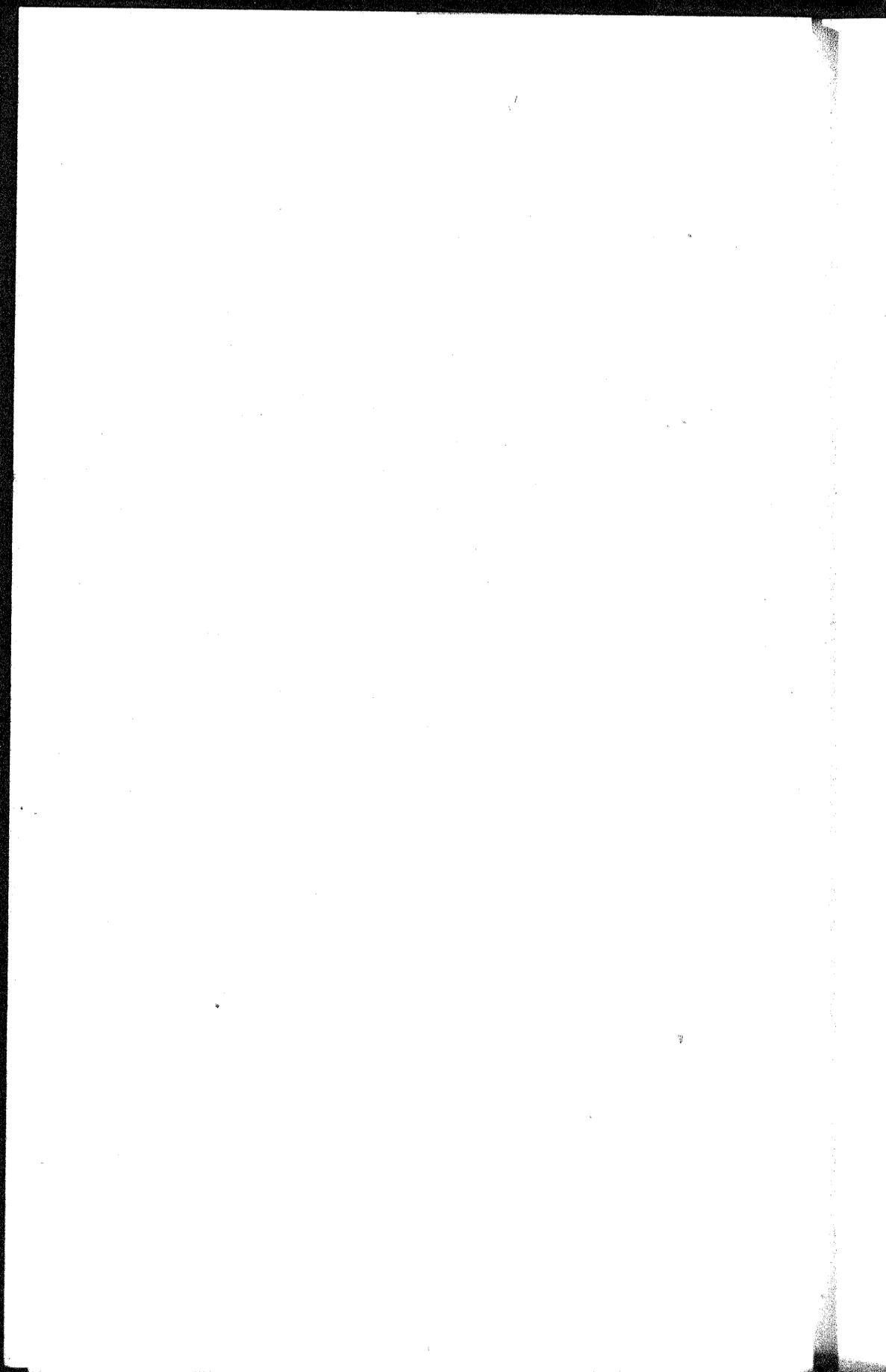
JA UND NEIN

AUTO-
BIOGRAPHISCHE
FRAGMENTE

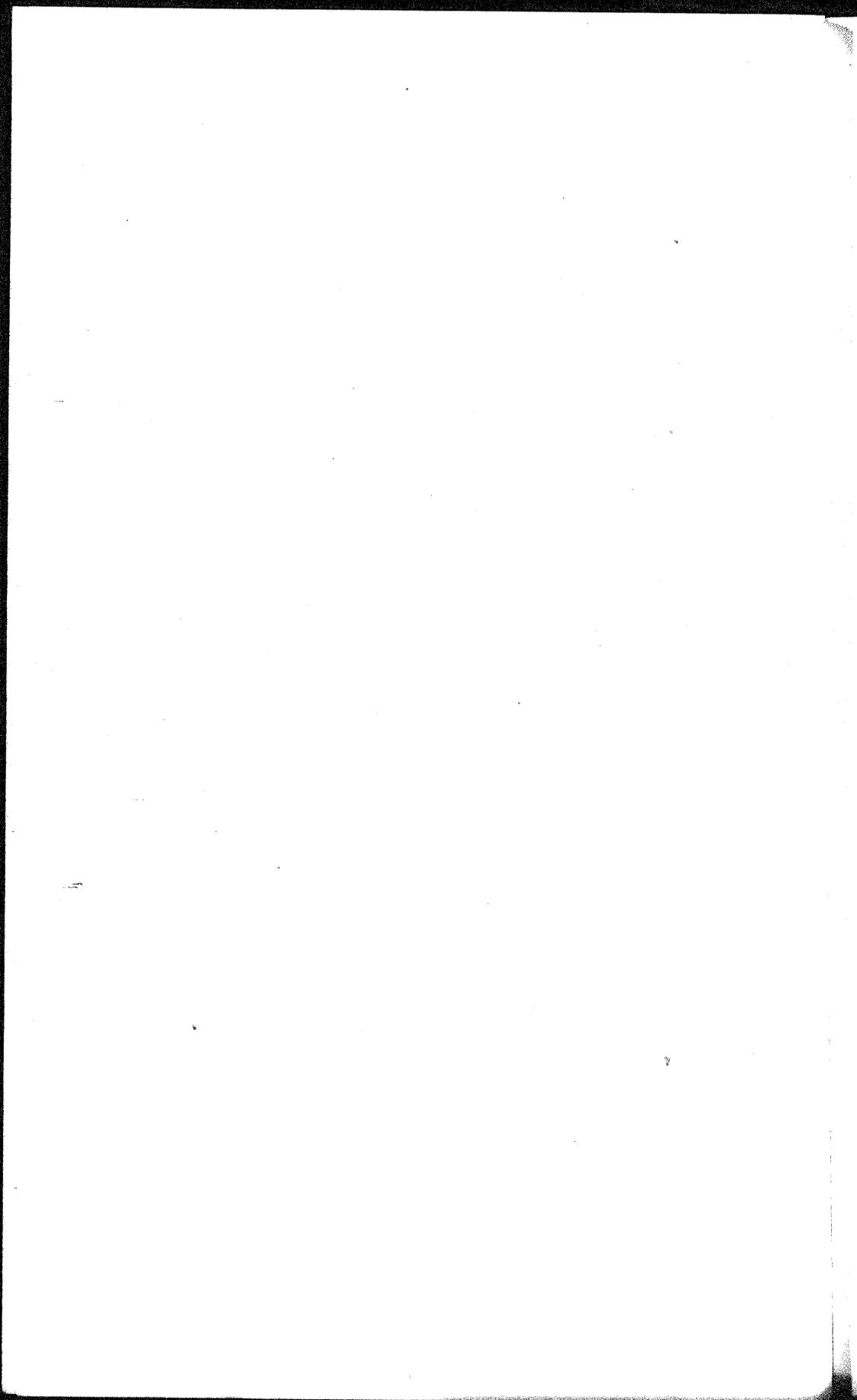
VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG







EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY
JA UND NEIN



EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

Ja und Nein

AUTOBIOGRAPHISCHE FRAGMENTE

aus Anlaß des 80. Geburtstages des Autors

im Auftrag

der seinen Namen tragenden Gesellschaft

herausgegeben von

GEORG MÜLLER

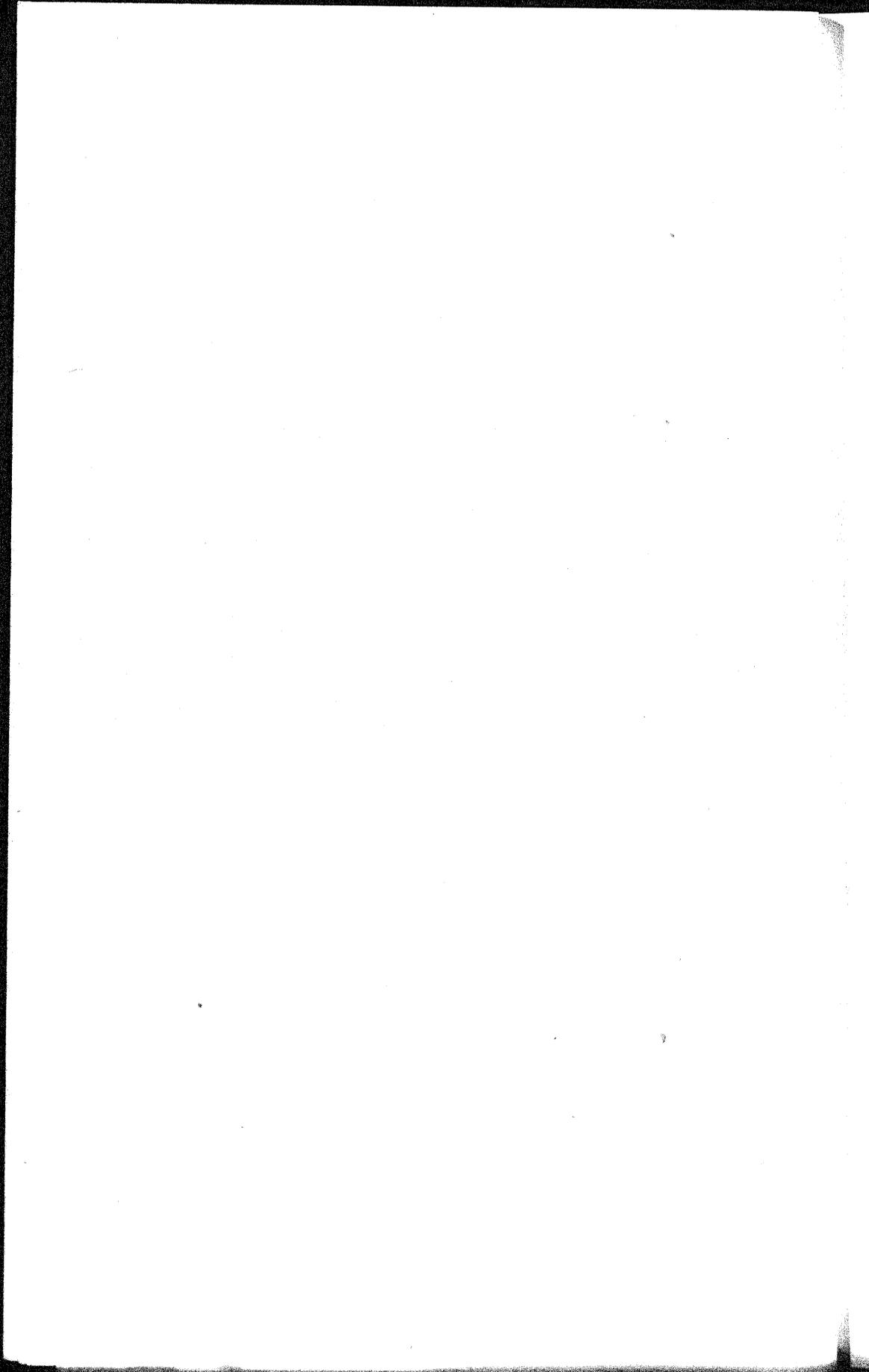
1968

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

Copyright by Lambert Schneider, Heidelberg 1968
Satz und Druck: Heidelberger Verlagsanstalt und Druckerei GmbH
Heidelberg

INHALT

Sprache – Zeit – Geschichte	9
Mihi est propositum. Ein autobiographischer Zusatz zur »Sprache des Menschengeschlechts«	17
Von Zeitsinn und Sprachkraft	20
Das arme Kind und der Denker	36
Der Dialog des deutschen Volkes	45
Meine geistige Existenz nach wie vor	57
Wie erneuert sich die Lebenszeit?	101
Rückblick auf »Die Kreatur«	107
Postskript eines gewesenen Rechtshistorikers	119
Interview in Münster	127
Bibliomica. Die neun Leben einer Katze	148
Billardkugeln? Zwei Verslitaneien von 1917	166
Nachwort von Georg Müller	173
Namenverzeichnis	177



SPRACHE - ZEIT - GESCHICHTE

Mein Freund Georg Müller hat sich meine Interessen als Sprache, Geschichte und Zeit klarzumachen bemüht. Dank seiner eindringlichen Erfassung verteilen sich meine zahllosen Streifzüge aus sechs, ja sieben Jahrzehnten auf diese drei Hauptwege. Mein eigenes Erstaunen darüber veranlaßt mich, über ihre Einheit nachzudenken. Und nun möchte ich es aussprechen. Ich scheine das tägliche Leben der Völker und ihrer Glieder als Spiegelungen der Trinität verfolgt zu haben. Die Sprachen der Einzelnen wie der Nationen, die Zeiten der Liebenden und der Hassenden, die Geschichte der Reiche, der Kirche, der Gesellschaft habe ich für Spiegelungen der göttlichen Dreieinigkeit angesehen.

So setze ich einmal kurz nieder, wohin mich das Ungenügen der akademischen Wissenschaften erst getrieben und dann geführt hat. Diese Wissenschaften der Philologie, der Geschichte, des Rechts, der Philosophie habe ich als noch immer alexandrinisch erfahren. Da wo die Physiker längst christlich geworden sind in ihren Theoremen, sind die vier ebengenannten »Geisteswissenschaften« immer noch höchstens mit dem Nilwasser bei Alexandria getauft. Noch immer sind sie nämlich vorchristlich. Wenn ich die Liste meiner eigenen Entdeckungen durchgehe, so werden alle diese bis heut von den Zünftigen unterdrückt und totgeschwiegen, die auf die Trinität von Vater, Sohn und Geist hinführen. Ich habe z. B. den Sinn des ägyptischen »Ka« und des germanischen »deutsch«, die Zeitlichkeit, den »Interims«charakter des Rechts und die Feindschaft von Arbeitszeit und Lebensarbeit aufdecken dürfen, ich habe Paracelsus' Lehre von den fünf Lebenssphären entfaltet, den Kreuzcharakter der Zeiten habe ich dem saublöden Gerede von Raum und Zeit entgegeng gehalten. Alle diese Einsichten stammen aus einem und demselben methodischen Ansatz, und die Fruchtbarkeit dieses Ansatzes ist seine beste Beglaubigung. Die akademische Wissenschaft ist

unfruchtbar, und sie dreht sich im Kreise. Sie muß das, weil sie das Verhältnis von Zeit und Geschichte und Sprache auf den Kopf stellt. Um sich über die plebs zu erheben, denken die Idealisten ja nur für Denkende. Ich aber spreche zu Hörenden und höre auf Sprechende. Und das tun die Akademiker nun einmal nicht, denn sie glauben damit ihren Rang einzubüßen. Nun haben sie gerade, weil sie unter Hitler nur gedacht haben, ihren Rang eingebüßt.

Gervinus wurde 1870 von der Universität Heidelberg verstoßen, weil ihn die mit Bismarck heraufziehende Zeit nicht ertrug. Gervinus war ein Göttinger Siebener von 1837 gewesen. Göttingen hat sich auf seine Sieben besonnen. In Heidelberg redet und redete vor 1914 niemand von Gervinus. Hätten sie doch von ihm geredet, meine Lehrer, dann wären die Zeiten heut nicht ohne Geschichte. Denn ohne verehrte Märtyrer gibt es keine Geschichte, auch keine Geschichte der Universität.

Jeder Mensch spricht, um dem Augenblick Dauer zu verleihen; wir sprechen, um uns oder um Teile der Welt zu verewigen. »Ewig« mag dabei alles heißen, was sich wie die Ehe, die Schule, das Recht, die Freundschaft, die Epoche über die Sekunde hinaus zu behaupten versucht. In jeder »éwa«, Ewigkeit, Epoche, werden also abgeschnittene Sekunden aufeinander bezogen und zu einander gezwungen. Sprechen heißt, die Augenblicke miteinander verheiraten. Anfänge und Enden werden statuiert, Kriegserklärungen und Friedensschlüsse werden verkündet, Geburten und Todesfälle können dank Thronbesteigungen oder Amtsantritten auf einander bezogen werden. Gefallene werden erinnert. Der Helden wird gedacht, aber auch der Heiligen. Daraus folgt, daß alles Besprochene danach drängt, zu einer Geschichte zu gehören, und daß beim Mißlingen dieses Drängens das bloß Zeitliche zerfallen wird oder, wie die Sprache weise sagt, *unterbleiben* muß. Nicht jede Liebelei führt zur Verlobung: aber einige führen dazu. Deshalb ist eine Liebelei dadurch definiert, daß sie nicht

mit einer Verlobung endet. Die Sache unterbleibt! Der Volksmund scherzt: »Verliebe Dich oft, verlobe Dich selten, heirate nie!« In dem Satz steckt aber auch die Impotenz der sogenannten Gesellschaft. Denn es wird ja nur ernst, wenn aus dem Flirt eine Ehe in Staat und Kirche wird. Die Potenz der Ehe bestimmt den Gang der Ereignisse für immer! Vorfahren werden ja für die Ehe wichtig und Nachkommen werden zu Erben. »Was fruchtbar ist, allein ist wahr«, ist die Goethesche Formulierung für den Zusammenhang von Sprache und Ereignis, nämlich von Wahrheit des Worts und Erschaffen in der Tat. Tatsachen sind alle ausgesprochen. Wir pflegen daher die Teile der Welt, die es weder zur Ehe noch zur Fruchtbarkeit zu bringen brauchen, »Natur« zu nennen. Denn sie werden zwar geboren, aber selten verewigt. Und von diesen natürlichen Dingen muß es daher heißen, daß sie in die bloße Zeit hineinfallen. Sie bleiben aus der Geschichte. Sie unterbleiben. Mithin gibt es einen Komperativ zwischen Zeit und Geschichte. Geschichte ist der Vorgang, der mit der Zeit etwas Rechtes anzufangen weiß, so wie die Hochzeit mit der Liebelei. Und dann wird die Geschichte etwas Rechtes mit den Zeiten angefangen haben, wenn sie Zeit um Zeit verewigt. Ein »Institut für Zeitgeschichte« hingegen hat vor der nackten Natur der zahllosen Zeiten kapituliert. In dem hölzernen Eisen »Zeitgeschichte« sehe ich das antike Bild vor mir, auf dem die nackte Hetäre Lais auf dem Denker Aristoteles als auf ihrem Gaul spöttisch reitet. So wird in »Zeitgeschichte« das Verhältnis der Hure Zeit und der göttlichen Geschichte auf den Kopf gestellt. »Zeit« kann nie im Singular stehen, so wenig wie die Atome in der Natur. Wo gesprochen wird oder erzählt oder befohlen wird, da *zerfällt* die Welt nicht in bloße Zeiten, sondern die Schöpfung *gliedert* sich in Zeiten. Seht Euch irgend eine erzählende Geschichte an: Imperfektum, Perfektum, Präsens, Futurum werden da nötig, sobald wir sprechen. Da war gestern etwas, und morgen wird etwas

anders. Das heißt aber, daß ich ohne eine Mehrzahl von »Zeiten« sprachlos bliebe. Schreien muß ich, bevor die Zeiten mir klar werden, und so ist wohl das Institut für Zeitgeschichte 1945 entstanden. Aber ich kann weder singen noch sprechen, ohne aus der Vergangenheit emporzutau-chen! Der Teufel selber und der sprachlosmachende Krieg hat die »einzelne Zeit« ohne Vorher und Nachher als sein Thema erfunden, um unsere höhere Bildung damit Gott zu entreißen und um das menschliche Geschlecht endgültig in zahllose gottlose Zeiten zurückzuschmeißen. Alsdann wird der Student der Geschichte nicht mit einer Doktorarbeit über die Jahre 1490–1510 promovieren können – so in Halle a/S. bereits geschehen –, weil sein einer Professor mit 1500 aufhört und der andere erst mit 1501 anfangen darf. Und dank dieser Atomistik gilt die Welt nicht als von Anfang geschaffen zu ihrer endgültigen Bestimmung. Wir bleiben also nicht mitten drin in Einer Geschichte. Die unterbleibt! Nein, die Zeiten waren nur sehr lange her, 500 oder 50 000 Millionen Jahre. Diese Zahlenträume der Geologen bringen die endlosen Ziffern der Pyramiden-erbauer neu zu Ehren. Da schuf Gott nicht am Anfang zu gutem Ende. Jede Zeit wird da möglichst lang gemacht, damit sie den Zusammenhang mit allen anderen Zeiten zu verlieren scheint, ganz wie in den Zeitbildern des Instituts für Zeitgeschichte. Jede Zeit wird ein An und Für sich. Die Hauptsache beim Ersatz der Einen Zeit der Geschichte durch die vielen Zeiten der Natur ist das Sprachloswerden der Ereignisse. Je einheitlicher die Geschichte, desto mehr sprechen die Zeiten zueinander, ja desto mehr gipfelt alles Sprechen in diesem Zueinander-Reden und Miteinander-sich-Unterhalten aller Zeiten. Je »natürlicher« aber eine Zeit werden soll, desto weniger kann sie sich einer anderen Zeit mitteilen – John Jay Chapman hat sie zum Geheimnis erklärt –, und desto weniger will sie das auch nur ver-suchen. Solche Zeit heißt nicht. Sie verheißt nicht. Und sie wird nicht verheißen: Die Proportion zwischen Geschichte

und Zeiten ist also der Gradmesser für unsere Sprachkraft. Unverheißene Zeiten werden sprachlos. Wo ich nicht des Glaubens lebe, daß Adam und die Evangelisten einander etwas zu sagen haben, muß ich in meine einzelne Stummzeit abstürzen. Wo ich hingegen mindestens noch zu Vater oder zu Tochter, zu Enkel oder zu Vorfahre sprechen zu können glaube, binde ich meine Zeit mit ihren Zeiten zusammen. Zeitbinder Mensch glaubt an die Einheit von Anfang und Ende und tritt selber in die Mitte zwischen beiden. Raumgestalter Mensch aber schert sich nur um die Raumentfernungen, bei 200 Stundenkilometern auf der Autobahn.

Wäre das wirklich so getrennt, müßten wir wahnsinnig werden. Es ist aber zum Glück nicht so. Die treuesten Gläubigen an die Einheit der Zeiten sind die großen Physiker mit ihrer Verehrung für Faraday oder Newton oder Kopernikus oder Archimedes. In ihrer Geschichte der Physik, genauer in der Geschichte ihrer Ahnen, sind sogar die ungeschichtlichsten Naturforscher alle voller Erinnerungstreue, voller Glauben, voller Ehrfurcht, voller Verheißungsglauben. Da ist alles, was Archimedes einst dachte, lebendige Zukunft oder gebieterische Gegenwart. Nur wir Nichtphysiker werden oft aus der Einen Zeit der Forscher hinausgeworfen und zu Objekten in der Erschaffung ihrer astronautischen Welt. Das macht mir nichts. Die Herren sind trotzdem die letzten echten Historiker; sie sind meine Kollegen. Statt des Adam nehmen sie freilich lieber den Prometheus als Bruder und Zeitgenossen. Deshalb sollen sie uns aber nicht in falschverstandener Naturlehre die Schöpfung in bloße Zeiten zerstäuben dürfen. Sie überschätzen ihren Sonderfall. In Wahrheit sind sie des Mose und der Evangelisten Kollegen. Denn wie die Physiker mit dem Diebstahl des Feuers anfangen, so heben wir mit dem gestohlenen Adamapfel an, um zu erfahren, was gut und böse sei. Da wurde also das Feuer des Prometheus »verallgemeinert«. Auch wir sollten nämlich lernen, welche

Taten wir ewig wiederholen müßten, um dem Augenblick Dauer zu verleihen. Auch wir wissen wie die Physiker, was wir tun müssen, um Licht, Wärme, Fruchtbarkeit, Nachwuchs und Dauer hervorzurufen. Ja, lieber verewigter Niels Bohr, auch wir wollen dem Augenblick Dauer verleihen. Deshalb sind auch alle Nichtphysiker unsere Brüder, und in allen weiblichen Physikerinnen sollten wir unsere Töchter sehen. Die Physik imitiert nämlich nur für das Tote, was wir für das Lebendige leisten! Und wir – längst vor Einstein – betrachten alle Zeiten als bloße Relationen der Einen Zeit Gottes, nämlich seiner Geschichte, in der er zu uns spricht und gesprochen hat und sprechen wird. Es gibt keine Meta-Physik. Physik ist vielmehr nachgeahmte Geschichte, Prähistorie. Daraus folgt, daß wir von Sprache, von Geschichte, von Zeit uns in Gegenwart, in Mitte aller drei, wissen. Sprache scheidet Geschichte und Zeiten. Das ist alles, was sie tut. Die Leute, die Sprache philosophisch, aber zeitphysikalisch, und Geschichte historisch untersuchen, suchen da, wo sie nie finden können. Sie bleiben nämlich unter ihrem Gegenstand weit zurück, in der Prähistorie, und da wird aus Geschichte Metaphysik. Das Thema Zeiten, Geschichte, Sprache ist Drei in Eins. Sonst unterbleibt es! Hier ist der Urgrund des kirchlichen Trinitätsdogmas. Je mehr ich statt von Zeit von Zeiten rede, desto mehr entgleitet mir die Geschichte, je mehr ich von Sprachen statt von Sprache stammle, desto sprachloser werde ich selber. Je mehr ich Geschichte erfinde, statt zu sagen: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde und: Am Ende soll nichts Verbanntes mehr sein, desto geschichtsloser wird der von mir »wissenschaftlich aufgeklärte« Fernsehmob.

Die Dreifaltigkeit wurde vor 2000 Jahren als Sieg des Kindes und des Gottes über die Denker gefeiert. Die Dreifalt Sprache, Zeiten, Geschichte ist die Form, die der ewige Widerstand gegen Gottes Dreieinigkeit in Schöpfung, Offenbarung, Erlösung heut angenommen hat. So wird sich

der geduldige Leser nicht wundern, daß mein ganzes Leben um diese Dreifalt herum Gottes Gestalt auszusprechen versucht hat. Vielleicht ist der eigene Lebenslauf damit am besten entschuldigt, daß ich ihn dieser Dreifalt untergeordnet habe. Ich habe nicht klar gewußt, was mir dann an Zeit und Sprache und Geschichte als göttliche Gegenwart erschien. Aber was der einzelne Sterbliche von Gott wissen darf, das wird er dreifaltig zu erfassen haben und dreifaltig weitergeben müssen. Und der Dreifalt des Logos, des Opfers und des Wunders der Schöpfung verdankt er seine eigene Sprache, die ihn bestimmende Zeit und seinen Platz in der Geschichte. Gott muß als der Dreieinige verehrt werden, denn sonst wird er nicht verehrt. Wir sind ja immer älter und jünger als heut. Deshalb sind wir in drei göttlichen Personen vertreten. Die Philosophen, die Philologen, die Historiker haben freilich einen Wandschirm vor das Konzil von Nicaea gestellt, den sie »Wissenschaftlichkeit« nennen. Die Physiker, die Chemiker, sogar die Mediziner wissen längst um die heilige Trinität, wie es uns die guten Physiker dartun. Nur die Philosophen, die Philologen und die Historiker können auch heute noch Alexandriner sein. Ein Sprachgelehrter und ein Geschichtsschreiber wird auch heute nicht ausgelacht, wenn er die drei Personen der Gottheit nicht zu unterscheiden weiß. Wissenschaftlich sein ist vielmehr in Heidelberg noch immer gleichbedeutend mit der Annahme, Gott sei »einfach« oder – noch besser – Gott sei garnicht vorhanden. Diese Stumpfheit oder Dumpfheit bildet die Grundlage, auf der sich die angeblichen Philosophen heut eingeschaut haben. Als Max Weber Jesus einen charismatischen Typ nannte, blieb die Universität Heidelberg, deren doppelter Doktor ich bin, ruhig stehen. Sie steht auch heute noch, dank amerikanischen und jüdischen Geldes, aber sie steht im Raum, nicht in der Geschichte. In der Geschichte existiert sie seit Max Weber nicht mehr. Denn Geschichte gibt es nur in der Zeitrechnung, für die Jesus maßgebend ist.

Max Weber aber hat die Hochschule dazu verurteilt, mit der Neuzeit das typische Ende aller Typen zu nehmen. Seine Typen reichen nirgends über die Neuzeit hinaus. Ach, und die Neuzeit ist schon so lange her. Vermutlich hat diese Neuzeit, die Max Weber anbetete, 1889 aufgehört, als Nietzsche dem Wahnsinn verfiel, als der Kronprinz Rudolf der 14 europäischen Völker ermordet wurde, als der Zar von Rußland beim Spielen der Marseillaise aufstehen mußte und als Woodrow Wilson in seinem Buch über den Staat das Ende der Souveränität der einzelnen Staaten proklamierte. Alles das wurde auf der deutschen Universität verschlafen. Max Weber starb als untröstlicher Nationalist. Und die Universität Heidelberg gehört bloß in die Zeitgeschichte. Die aber gibt es nur als zweiten Ranges. Nach ihrer eigenen Definition ist jedes Jahr eine andere »Zeit«. Wahre Geschichte kann nur außerhalb der deutschen Staatsuniversität neu ins Leben gerufen werden. Die deutsche Universität aber dient durch ihre Berufungen den Zeitgeistern, alle paar Jahre einem anderen. Für die Geschichte hat sie nichts zu sagen.

Four Wells

15. September 1967

MIHI EST PROPOSITUM

*Ein autobiographischer Zusatz
zur »Sprache des Menschengeschlechts«*

Als vor achthundert Jahren der Erzpoet des Kanzlers Rainald von Dassel seines Herrn Huld ersingen wollte, dichtete er das großartige Trinklied:

Mihi est propositum in taberna mori,
ubi vinum proximum potatoris ori...

Seine Verse sind zum Kommerslied geworden; noch heut werden sie im Wirtshaus von den Studenten gesungen.

Indes, die selben Studenten werden tagsüber aufgefordert, umgekehrt zu verfahren. Tagsüber lernt der Student bei seinen Professoren, voraussetzungslos zu denken. Dafür wird abends des singenden Gesellen »Mihi est propositum«, also das umgekehrte des morgendlichen Prinzips, vorausgesetzt. Denn mihi est propositum heißt ja: von mir wird vorausgesetzt.

Die hier folgenden Blätter verlegen unsere Voraussetzung aus dem Kommersheft in das Kollegheft, aus dem lustigen Abend in den ernsten Vormittag. Allen Kantianern und Cartesianern zum Trotz habe ich ein langes Leben aus bestimmten Voraussetzungen zu führen. Mihi est propositum darf ich nicht so falsch übersetzen wie das Kommersbuch:

Ich will einst bei Ja und Nein
vor dem Zapfen sterben...

Nein, dies herrliche Mihi est propositum heißt im Ernst:

»Von mir wird vorausgesetzt.«

Da werden denn allerdings ganze philosophische Bibliotheken zu Makulatur. Denn:

Von mir wird vorausgesetzt,
daß ich ruf-entspringe;
wird dies Rufgebot verletzt,
bleib ich toter Dinge.

Aber solches Anrufs Kraft
singt mich in die Zeiten,
aus des Raums Gefangenschaft
freilich auszuschreiten.

Aus den Rufen wird Beruf,
und der heißt mich: singe!
Weil mich nun das Wort erschuf,
werd ich guter Dinge.

Wer sich selbst vorausgesetzt
wie die Prinzipiellen
und sich als Beginn verschätzt,
fährt flink in die Höllen.

Seine Mitgift hat solch Fant
schamlos weggeätzt;
denn der Seele Mitgliedsstand
wird vorausgesetzt.

Nobis est propositum
bene auscultare,
donec verbum optimum
discimus cantare.

Die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaften ist der Alpdruck, dem die freien Geister des abgelaufenen Geistesäons erlegen sind. Sokrates, Parmenides, Plato sind für die Voraussetzungslosigkeit zu Zeugen angerufen worden, und das, obwohl Sokrates im Krito ausrief: er höre die Stimmen der Gesetze so laut sprechen, daß er nichts anderes zu hören vermöge.

Nein, das Märchen von der Voraussetzungslosigkeit verschwindet mit seinen Erzählern, den Philosophen, in die Vorwelt unserer wortentstammten, namenberufenden, sprachentspringenden eigenen Zeitrechnung.

Unsere Zeitrechnung setzt nämlich voraus, daß der erste Adam hörte, sprach und hieß, und daß der zweite Adam uns aus der Vorhölle der Voraussetzungslosen herausholt und in unsere spracherklingende, namentliche und bestimmende wahre Zeit zurückhilft.

Diese Voraussetzung meines Daseins nicht preiszugeben,

ist meines Lebens kürzester Sinn. *Mihi est propositum*, scheint mir daher die beste Überschrift für die folgenden Blätter. Sie wenden meine eigene Lehre von den vier Jahreszeiten des Sprechens auf mein eigenes Leben an.

Imperativ und Du,
Optativ und ich,
Indikativ und wir,
Infinitiv und es

sind mir als Gefällstufen des mich belebenden Sprachstroms aufgegangen. Wenn jeder vom Weibe Geborene in diesem Strome schwimmt, so muß ich mir wohl ein gleiches eingestehn. Die folgenden Blätter versuchen, mich selber redlich diesem Gesetz zu unterstellen.

So sind sie 1950 niedergeschrieben worden, und zwar für die neue Fassung meiner 1925 zuerst gedruckten Soziologie; so gingen sie in Satz. Aber mein Verleger wurde rechtzeitig von Fachleuten vor mir gewarnt: Er brach unseren Vertrag; der Satz wurde auseinandergenommen. Und als das Buch 1956 trotzdem herauskam, ersparte ich einer so feindlichen Welt das Ärgernis meiner persönlichen Geschichte. Aber inzwischen hat die Katze das Mäusen nicht lassen können; ich habe in der »Sprache des Menschengeschlechts« doch wieder Farbe bekannt. Wen diese zwei Bände über die Sprache nicht verärgert haben, der wird vielleicht gerade durch die Anwendung auf meine eigenen Voraussetzungen Klarheit gewinnen. Als Beweismaterial also möchte ich den Text angesehen wissen, als Beweismaterial für den Vers:

Von mir wird vorausgesetzt.

Wir leugnen ja auch nicht, daß im Regenbogen das Licht von den Farben vorausgesetzt wird. So habe auch ich erst mit Glut und Leidenschaft ins Leben gerufen werden müssen, habe gesungen und geschrien, ehe mir kühles oder kaltes Denken zugänglich wurde. Wie die Glut der Kälte voraufliegt, so die Ergriffenheit dem Begreifen.

Von Zeitsinn und Sprachkraft

So viele Menschenkinder verkommen, weil die Welt sie zwingt, fortgesetzt die Sprachkraft zu schänden. Denn »die Welt« bringt die Sprache nur im abgekühlten Zustand an die einzelnen heran. So bleiben sie frigide, werden nie aus dem Selbst herausgerissen: und während sie sich sexuell »auszuleben« scheinen, ersticken sie doch in ihrem Selbst. Denn der Geschlechtsakt kommt abrupt, bevor das Gehäuse ihrer Leiber durch den Geist zum Klingen und Schwingen gebracht worden ist. Der Mensch soll sich aber nicht ausleben, sondern er soll zum Erleben kommen, damit das Menschengeschlecht sich aus allen liebenden Gliedern bilden könne. Dazu bedarf es der Zeit, der Pausen, damit die ganze zwischen den Liebenden trennend ragende Welt der Widerstände eingeschmolzen werde. Es dauert dreißig Jahre, bis zwei Liebende mit allen ihren Antezedentien ineinander aufgegangen sind. Soviel ist da zu singen und zu sagen, wenn zwei reiche Lebenslinien sich vereinigen. Der Geschlechtsakt ist abrupt. Die Begeisterung schafft eine Zeitspanne um ihn herum. Und – dies ist die Entdeckung Richard Kochs – das Gehirn ist eigens uns gegeben, damit wir diese Zeit gewinnen können! *Indem das Gehirn Zeit gewinnt, hört der Liebesakt auf, nur dem Individuum zugute zu kommen.* Je mehr Zeit sich die Liebenden nehmen, desto tiefer dringt ihr Erlebnis in das Menschengeschlecht selber ein. Am Zeitgewinn der Begeisterung ermißt sich die Überzeugungskraft einer Liebe, ihr Grad von geschichtlicher Bedeutung. Wenn nämlich ein heftiger Eindruck den Menschen mit Haut und Haaren in einem Nu ergreifen könnte, so zerbräche er. Er zerbricht faktisch in der Strychninvergiftung und im Delirium Tremens. In diesen Zuständen können nämlich die zeitgewinnenden Bremsen nicht funktionieren. Diese Bremsen sitzen im Gehirn. Dank ihm dient ein jeder der Gattung. Ähnlich wie das räumliche Licht in das Farbenspektrum

gebrochen wird, so zerlegt das Gehirn jeden Eindruck aus einem Zugleich in ein Nacheinander notwendiger Ereignung und Abwandlung.

Den Urfarben der Lichtbrechung entspricht eine Urkonjugation der Liebesgrammatik: Name, Mitteilung, Bericht, Statistik mag diese Reihe hier vorläufig heißen.

So wie der Mensch geschlechtlich in Weib und Mann, Mutter und Tochter, Vater und Sohn, so zerfällt sein Liebeserlebnis in Glaube, Poesie, Tracht, Natur. Aber es kann sich so nur im Nacheinander eines »zuerst, darauf, später und schließlich« aufgliedern. Diese Aufgliederung der Zeit schafft eine eigene Zeitrechnung für jedes Liebespaar, welcher Art immer. Die Physiker wissen das nicht. Sie halten die Zeit für geradlinig, aber jede Zeitrechnung ist doppel-sinnig, nämlich vorwärts und rückwärts. Als Dante Beatrice sah, änderte sich zweierlei, er selber änderte sich, und die Welt. Am Alltag ändert sich nur die Welt; am Feiertag ändern wir uns. Nur wenn beides *gleichzeitig* geschieht, ist das Leben ungewöhnlich. Hier sprechen wir vom Erlebnis. In dieser Offenbarung ändert sich der, der sie erlebt, ebenso sehr wie die Außenwelt. *Der Doppelcharakter der Offenbarung* besteht darin, daß sie dem Sprecher selber ebenso wie den Menschen, die er vor sich sieht, einen neuen und zugleich einen bestimmten Platz anweist. Denn wenn Einstein 1904 etwas entdeckt, so entstehen da *zwei Zeiten*: eine in seinem Leben und eine in dem Geschick jenes »Etwas«. Sonst bleibt das Erlebnis eine Katastrophe. Nach diesem Erlebnis gibt es ein Vorwärts und ein Rückwärts, eine Richtung. Offenbarung ist Orientierung. Offenbarung ist eine Korrelation mindestens zweier neuer Pole; man mag sie eine »Korrespondenz« nennen, denn dies Verhältnis zwischen zwei Brietschreibern ist ja heut meist eher verständlich als zwischen zwei Sprechern. In einer Korrespondenz respondieren zwei Sprecher derart, daß je länger je mehr jeder der Korrespondenten in seiner Eigenart polarisiert wird.

Immer wenn sich zwei Menschen einander wirklich vorstellen, stellt sich das als eine mehr und mehr grundstürzende Erfahrung heraus. Deshalb kann man fast nie selber etwas dazu tun, einem anderen sich selber vorzustellen. Es gehören drei dazu. Wir müssen einander vorgestellt werden, durch einen Freund, durch die Vorsehung. Es ist eine komische Verfallserscheinung, wenn der arme Teufel schnarren muß: Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle. Dieser Satz ist todkrank. Und entsprechend erkranken die, denen solche Unsitte zugemutet wird, zu Fatzkes.

Der Mensch muß vorgestellt werden. Früher wurde auf der Dorfhochzeit das neue Ehepaar der ganzen Gemeinde vorgestellt. Denn man kann sich ja nicht selber der Gemeinde an den Hals werfen. Sogar der Fatzke sagt noch: »Erlauben Sie...«, bevor er sich vorstellt, damit doch des anderen Erlaubnis auch da sei. In jede gesunde Gesellschaft wird man eingeführt und vorgestellt, *weil ja das Leben weitergeht als eine Kette von Vorgestellten*. So tritt man in die Geschichte ein, indem jemand mich um meinen Namen bittet und diesen dann den anderen zuruft: »(Ihren Namen, bitte, wie war er doch gleich?) Ich bitte um die Ehre, meinen Freund Theobald vorzustellen.« Die Welt der Menschen besteht nicht aus »Wille und Vorstellung«, sondern aus Liebe und Vorstellungen.

Dadurch wird einem eine Stelle eingeräumt, die man sich nicht selber geben kann, nämlich ein ausdrücklich angebotener, öffentlicher und namentlicher Platz. So einen Platz gibt es nur einmal, und der kommt nie wieder: es ist dein Platz in der Geschichte des Menschengeschlechts. Und für diesen Eintritt in die menschliche Geschichte ist mir der Name verliehen. Ohne ihn kann ich die Einladung zu meiner Lebensgeschichte nicht annehmen.

Auf die anerkannte Vorstellung hin wird mir Platz gemacht. Der Platz ist groß oder klein je nach dem Namen, den ich mir gemacht. Vor den großen Namen macht alles Platz, vor meinem tritt höchstens einer oder der andere

ein bißchen aus Höflichkeit beiseite. Dennoch, allemal wenn jemand vorgestellt wird, gilt: »Platz da, der Landvogt kommt.« Vorstellen heißt jemandem einen Platz in meinem Innern einräumen und mir einen in seinem Innern verschaffen.

Um deswillen ist alles Vorstellen gegenseitig. Wir haben alle Einsicht über Gegenseitigkeit eingebüßt. Höchstens wissen wir noch was von der Korrespondenz zwischen Schiller und Goethe. Ach du liebe Güte, die Briefwechsel sind nur die papierene Ausgabe des Ursprungs aller Sprache. Götter und Helden im sogenannten Polytheismus waren solche Gegenseitigkeiten. Es gäbe keine Götter, die zur Erde stiegen, wenn es nicht Helden gäbe, die den Himmel erstiegen. Gott und Mensch ist eine Briefwechselgegenseitigkeit. Der Sprachforscher Cuny hat schon gezeigt, daß Vater und Mutter sogar sprachlich als Vergleichsformen auf »-er« (wie in and-er, läng-er) gebaut wurden, weil eben der eine immer mehr Vater, die andere immer mehr Mutter in polarer Spannung wurden (so auch Bruder und Schwester, Schwieger usw.). Denn sie sprechen sich ja unausgesetzt an. So ein Anspruch: «Bruder», erwidert von dem Namen «Schwester», ist ein in ein einziges Wort gepreßtes ganzes Buch vom gemeinsamen Leben, das täglich in der Wiederholung an Deutlichkeit gewinnt. Vater und Mutter sind Amtstitel, die auf Gegenseitigkeit beruhen.

Man sieht: Im Sprechen kommt es nicht darauf an, was ich mir denke, oder auch nur, was ich sage, sondern darauf kommt es an, wie wir uns gegenseitig anreden. Wir sprechen gar nicht, wie die Semantiker behaupten, um etwas zu verstehen. Wir sprechen, damit der andere sich versteht durch die Art, wie wir ihn ansprechen, und wir uns selber durch die Art, wie er uns anredet. Jeder Mensch verfährt noch so: Eine falsche Anrede kann ihm den ganzen Tag vergällen. Denn dazu ist das Sprechen in die Welt gekommen, daß deine Vorstellung von mir und meine von dir uns an unsere rechten Plätze im Weltall stellen. Wenn

meine Schwester versteht, daß ich ernsthaft Schwester zu ihr sage, ist Großes vollbracht. Verläßt sie sich darauf, so wird sie anfangen, mich Bruder zu nennen. Und wenn ich nicht gelogen habe und ihr Vertrauen mißbrauchen will, so muß sie sich darauf verlassen können.

Das gegenseitige Ansprechen bei Namen ist also die Schaffung eines gemeinsamen Lebens. Und dazu sprechen wir. Hier ist Erlebnisakt Nummer Eins.

Heutzutage denkt kaum jemand an die Namen, wenn er das Sprechen definiert. Aber eine Million Worte sind sinnlos, wenn der, zu dem sie gesprochen werden, nicht weiß, in welchem Namen er angeredet wird. Vor Jahren erzählte mir ein Psychoanalytiker von einer Erfahrung. Hundert Kollegen wurde ein Film gezeigt. Er enthielt zwei kitzlige Stellen: den Ablauf des Geschlechtsakts und eine Geschäftsanzeige der Klinik, wo die Behandlung stattfand. Die Annonce wurde ausgepiffen, der sexuelle Prozeß mit heiliger Nüchternheit studiert. Jetzt geh einmal mit derselben Kombination zu 100 Soldaten. Die Annonce im Film nehmen sie achtungsvoll entgegen, den Geschlechtsakt heulen sie zur Zote um. Weshalb denn? Der Appell an die Besucher des Kinos geht an verschiedene Namen. Die Ehre und das Gehör des Mediziners sind anders geartet als die des Soldaten. Im Kino selber sitzen nur »Menschen«, aber diese Menschen sind längst vorher unterschieden worden. Das steckt in den beiden *Einladungen*, hier an Mediziner, dort an Soldaten. *In diesen Einladungen steckt* die bestimmende Konjugation; der *Anruf* »als« Arzt oder als Soldat entscheidet alles weitere. Der Arzt sitzt da »vor« seinem Beruf: der Soldat sitzt da »nach« der Schlacht. So lauscht der Arzt, und der Krieger lacht.

Die Sprache ist am machtvollsten in diesen gegenseitigen Vorstellungen des Einladenden und seiner Gäste; sie reden sich noch an bei ihrem wirksamen Namen.

In vielen Sprachen gibt es einen Vokativ, das ist die Form der Anrede. »Jupiter« ist Vokativ von Diovis Pater; so

wie ihn die Römer also im Gebet anriefen, versteinerte sein Name.

In unseren Schulgrammatiken gilt der Vokativ als fünfter Fall. Er ist gar kein Fall. Er gehört nicht in die Deklination des Namens als eines Wortes, sondern er ist das ursprüngliche Geheiß. Vergißmeinnicht ist kein »Fall«, sondern Anrede der lebenden Blume. »Das Vergißmeinnicht«, das ist ein Fall, der sogenannte Nominativ, und dann kommt »des Vergißmeinnichts«, »dem Vergißmeinnicht« usw.

Weshalb ist der Vokativ kein Fall, den man mit den andren Fällen in einem Atem nennen könnte? Ja, wenn der Leser es nur buchstäblich so verstehen wollte: *Nicht in einem Atem*; dann verstünde er die ganze Geschichte. Es ist nämlich ein ganz anderer Akt im Drama des Lebens, der sich abspielt, wenn ich Philipp rufe, damit er herkommt, und wenn ich vom Philippus oder den Philippern rede. Alle Namen, die im Laufe einer Konversation erwähnt werden, stehen in einem Falle. Ihr Gebrauch setzt voraus, daß wir uns zueinander umgedreht haben und konversieren. Aber den Vokativ gebrauche ich einen Sprachakt vorher. Den Anruf brauche ich, damit sich Philipp erst einmal entschließt, sich zu meiner Konversation zu bequemen. *Vokative schaffen die Voraussetzung für gegenseitige Mitteilung*: hingegen Nominative und andere Fälle sind innerhalb der Mitteilung am Platz. Der Vokativ provoziert das Gespräch. Ursprünglich aber dauert es eine lange Zeit, bis wir uns anrufen können. Beatrice wurde nur im Gedicht von Dante angesprochen. Dante stellt uns die Urzone des Sprechens vor Augen. Beatrices Name stand durch ein langes Leben im Vokativ, der uns zu sprechen heißt: da blieb er und bannte. Die Menschen verbrachten ein Leben, um einander ansprechen zu dürfen. Und ist es denn so anders heut? Als Hjalmar Schacht durchgesetzt hatte, eine Einladung zum Direktorenessen seiner Bank zu erhalten, da sagte er: »Ich bin ein gemachter Mann«, und

er hatte recht. Es kam gar nicht mehr auf das an, was hinterher beim Essen geschwatzt wurde. Die heutige Welt kann es sich nicht vorstellen, daß wir eine ganze Periode des Lebens hindurch nur darauf bedacht sind, zu erreichen, daß jemand zu uns als seinesgleichen spricht. Der Vokativ besagt: Dreh dich zu mir um; wir wollen mal miteinander reden. So eine Vorladung, Einladung, Aufforderung, Vorstellung setzt Menschen in Bewegung. Die anderen Fälle der Deklination lassen alle die Genannten an ihrem Platz. *Der Vokativ dreht sie aber um!* So drückt sich schon ein unbekannter Grieche in einer Randglosse aus (Uhlig, *Grammatici Graeci I*, 1883, S. 384, Sub 8). Die modernste Grammatik hat diesen Griechen noch nicht wieder erreicht, sie gibt es freilich auf, den Vokativ einen Fall zu nennen; Sommer nennt ihn eine »Äußerung«. Das bleibt selber noch eine rein negative, ja nichtssagende »Äußerung«. Der Nominativ deutet nur auf die verschiedenen Dinge, so wie sie stehn oder liegen (die Nominativendung stammt aus einem hinweisenden Fürwort). *Aber der Vokativ gehört in die Konjugation.* Der Rufer und der Angerufene werden konjugiert. Nichts dergleichen vollzieht sich zwischen dem, der spricht, und den Fällen, die er in seiner Rede verwendet.

So entdecken wir den ersten Grundakt des Erlebens als die Erschütterung eines Menschen dadurch, daß er angesprochen, endlich angesprochen und aufgefordert wird, sich am Gang der Geschichte im eigenen Namen zu beteiligen.

Und wir stellen mit Nachdruck fest: Die Sprache wurde nie erfunden, um solche Banalitäten wie »La rose est une fleur« zu sagen. Die Sprache muß vor allen Dingen erst einmal einen Menschen anrufen. Philipp! ist die erste Sprachschicht. Philippus hingegen – wie Luther von Melanchthon zu berichten liebte – ist offenbar eine zweite, spätere Situation.

Nun gibt es im Sprechen ein jedes Mal vier aufeinanderfolgende Situationen, von denen die erste immer ein

Vokativ sein muß, wenn es zu wirksamem Sprechen überhaupt kommen soll. In der ersten Situation hört jemand einen Namen über sich ausrufen. In einer zweiten teilt er jemand anders mit, unter welchem Namen er sich befindet. In der dritten berichten wir, was uns unter diesem Namen alles angetan und geschehen ist: wir berichten, wir erzählen und stellen fest, was geschehen. Schließlich überblicken wir alles und vergleichen und ziehen die Summe in einem logischen System. Wir analysieren.

Aufhorchen, Mitteilen, Erzählen, Systematisieren sind die vier grammatischen Formen.

Wenn das zunächst rätselhaft klingt, so ist das weniger meine Schuld als die der trivialen Schulgrammatik. Als ein Teil des »Trivium« nämlich ist die Grammatik in unserer Kinderzeit dem Denken eingepflanzt worden. Diese Grammatik ist zweitausend Jahre alt und lebenszerstörend. Was wir heute brauchen, ist eine höhere Grammatik. Wie die höhere Mathematik das kleine Einmaleins nach 1500 schnell hinter sich ließ, so brauchen wir jetzt eine höhere Grammatik. Die wird nicht in die Klippschule gehören. Wie die höhere Mathematik Gesetze des Weltalls errechnet, so dient die höhere Grammatik der jeweiligen Bestimmung des Menschengeschlechts. Sie muß dem gesellschaftlichen Drama gewachsen sein, in dem es immer um die vier Stufen des Erlebnisses geht: beseelen im Aufhorchen, begeistern im Mitteilen, bekleiden im Feststellen, begreifen im System.

Das Wunder, daß Menschen miteinander sprechen können, kann heute als der grammatikalische Herztrieb in seinen Abwandlungen durch die Zeiten erkannt werden.

Der Mensch erlebt nach grammatischem Gesetz, als »Dich«, erst dann horcht er auf, als Ich; später sprechen dann zwei miteinander. Als Wir hernach, dann stellen wir fest, was wir haben geschehen sehen. Als Es, am Ende, denn dann ist es klar, was es zu bedeuten hatte.

Wie ist denn unser Schädel innen organisiert? Und wie sind alle Sprachen gebaut? Wenn dies beides sich entspricht,

dann gibt es doch wohl eine Regel, nach der Erlebnisse verarbeitet werden, damit das Erlebnis der einzelnen Seele als neue Art in die Gattung eintreten kann. Der einzelne ist gesund, wenn er so lebt, daß seine Erlebnisse von Geschlecht zu Geschlecht die Art neu bestimmen. Und er erkrankt, wo ihm das nicht einmal mittelbar erlaubt wird.

Von allen unseren Sinnen, die auf uns einströmen – ich zitiere wieder des im Kaukasus 1949 verstorbenen Richard Koch briefliche Mitteilung –, wird die Vierhügelplatte im Gehirn, die sogenannte Quadrigemina, die sich bei der Zirbeldrüse befindet, bestürmt.¹ Die Sinne würden uns schwinden, das Individuum würde zertrümmert werden, wäre der Vierhügelplatte nicht die Großhirnrinde zugeordnet. Die individuelle Lamina Quadrigemina, ein archaisches Organ, empfängt Totaleindrücke; die Gehirnrinde erzwingt deren stufenweise soziale Aufarbeitung in vier Akten. Weil nämlich zwischen lamina und cortex Bremsen eingeschaltet sind, sieht sich das Individuum gezwungen, sich zur Beantwortung jeder Erschütterung *in eine Gemeinschaft zu flüchten* und mit anderen Menschen zusammen die Erschütterungen zu bestehen und auf die Art die in der Erschütterung angeforderte Veränderung seiner Eigenschaften zu übertragen. Wir müssen also die Erfahrungen sieben. Die bloß individuellen sind die oberflächlichen. Je tiefer eine geschichtliche Erschütterung, desto weniger betreffen sie die Oberfläche, den Phaenotypus, und desto mehr ergreifen sie das Spezimen, den Menschen, mit vollem Vor- und Zunamen, Geschlecht und Kleid, Gedanken und Sprache. Die Skala reicht von *Umstimmen* des bloßen Selbst bis zum *Umbestimmen* der ganzen Rasse.

Die vier Akte sind uns schon aus der Familie vertraut. Wir

¹ Vgl. hierzu »Das Haupt beim Sprechen« (Die Sprache des Menschengeschlechts I, 1963, S. 295 ff.).

erweitern nur die Bezeichnungen. Sie zeigen den oder die Betroffene erst als gläubige Seele, dann als mitteilbaren Geist, dann als geschichtlichen Gesetzgeber und am Ende als logischen Verstand. In der gläubigen Seele erhebt sich die töchterliche Braut ins Universale, der mitteilbare Geist ist des begeisterten Sohnes allgemeine Rolle. Das bekleidete Amt ist der Mütter eherne Tradition der Kulturformen, und der analytische Verstand ist des Vaters Beherrschung der Natur.

Mit anderen Worten, statt der Ausdrücke Tochter, Sohn, Mutter, Vater, empfehlen sich ihre Verallgemeinerungen Seele (Tochter), Geist (Sohn), Kultur (Mutter), Natur (Vater); denn diese Abarten »des« Menschen erfahren das Leben eine jede auf ihre eigene Art. Soll also eine bestimmte Erfahrung für »den« Menschen, d. h. für die ganze Art, gelten, dann muß die Erfahrung viermal abgewandelt worden sein. Erst damit wird sie arteigen. Die Erfahrungen, die auf den Naturburschen oder den bloßen Kulturmenschen in Dir beschränkt bleiben, tragen keine Frucht. Sie wirken nicht artverwandelnd oder epochemachend. Wer sich bloß an etwas »die Finger verbrannt« oder über etwas »Bescheid weiß«, hat noch nichts Nennenswertes für die ganze Art erlebt. Deshalb kommen auf ein echtes Erlebnis tausend Nietens.

Während der ganzen Zeitspanne, während der die Erschütterung sich erst der Seele, dann des Geistes, danach der Kultur und schließlich der Natur bemächtigt, hält offenbar die Quadrigemina, die Vierhügelplatte, den Totaleindruck fest. Nur aus dieser Spannung zwischen ihrer Treue und den Gehirnprozessen wird der Gesamt-Ablauf in Gang gehalten. Daß dem aber so ist, beweisen die Sprachen. Denn die Sprachen artikulieren. Und das heißt, sie verwandeln einen und denselben Eindruck aus zukunftsweisender Bestimmung und Berufung in gegenwärtigen Druck und Ausdruck, in Gesetze der vergangenen Geschichte und in berechnende Syllogismen; das Erlebnis

wird durch die Tempora, die Modi und die Personen hindurchkonjugiert.

Wenn der Vater in einem berühmten indischen Beispiel die Kinder in den Wald schickt, so sagt er: »Brecht mir Zweige!« Nun hat es dich also getroffen. Dich hat er gehen heißen, du kleiner Holzsucher. Unter dieses namentlichen Auftrages Druck gehen die Kinder. Und nun sprechen sie zueinander: »Ich gehe rechts«, sagt wohl das eine. »Laß mich links halten«, sagt das andere. Hier zwingt dich der Druck des Auftrages, von dir als »ich« zu reden. Das präjektive Du, der in die Zukunft hinausgeworfene Hörer des Gebotes, wird während der Ausführung zum Subjekt abgewandelt. Aber es bleibt nicht dabei. Dem Präjekt und dem Subjekt folgt das Trajekt. Denn stolz kehren die Kinder zurück und melden: »Wir haben die Zweige gebrochen.« Der Befehl ist ausgeführt. Sie haben eine Spannung und einen Abgrund in der Zeiten Abstand hinter sich gebracht, und weil Zeit überbrückt ist, nennen sich die Erzählenden gemeinsam wir. »Wir« ist das Perfekt von du, »ich« ist sein Präsens, und »du« ist Zukunft. Welch ein Abstand »Brecht Zweige« und »Wir haben gebrochen«. Etwas ist Geschichte geworden, weil es aus Befehl Tatsache geworden und daher *einmal von vorn und einmal von hinten* ausgesprochen wurde. Nun kann der Vater zählen: hundert Reiser. Die sind nun *objektiv* da. Sie bilden ein Ding, Reisiert, in der natürlichen, meß- und wägbaren Erscheinungswelt. »Dies sind Buchenreiser, 100«, neutralisiert die ganze Geschichte in die äußere Welt hinein. Das, was die Natur geworden ist, setzt den Vater und die Kinder zur nächsten Erschütterung frei. Die Vierhügelplatte hält also die Erschütterung jedesmal so lange fest, bis ein Glaubensakt objektiviert worden ist, und diese Einheit in dem Wandel vom Präjekt zum Subjekt, zum Trajekt, zum Objekt bringt die Sprache fertig durch Abwandlung. Es ist dasselbe Wort Geh', das durch Geh', »jetzt gang ich ans Brünnele«, wir sind gegangen, »es geht« hindurchwandelt. Die Komik

der Menschen liegt darin, daß wir selten allen vier Stadien auf dem Lebensweg des Wortes gerecht werden. Da gibt es Idealisten, die alles subjektiv nehmen, Positivisten, die nur an die Reiser als ihren Naturfetisch glauben, Revolutionäre, die die Revolution in Permanenz erklären, und Historisten, die nur wissen wollen, wie es zugegangen ist. Alle vier Parteien sind leblos. Das Wort tritt in die Welt ein, indem es eine Seele als Präjekt sich unterwirft, es zu subjektiver Mitteilung nötigt, trajektiven Bericht von allen Teilnehmern in ihren Feststellungen erzwingt und schließlich jedermann objektiv vorgerechnet werden kann. *So sind immer mehr Menschen in die Geschichte verwickelt worden.* Dann geht dies bestimmte Wort in Frieden ein in das Schatzhaus der Sprache. War es »Höre Israel«, so gibt es nun die Tochter Zion, den treuen Gottesknecht, die biblische Geschichte und die Juden, alle vier nebeneinander. Nun sind Präjekt, Subjekt, Trajekt, Objekt, alle da, und was nacheinander entstand, ist nun gleichzeitig wirklich.

Die Sprache wandelt also jedes Ereignis ab, und zu diesem Zweck sprechen wir. Nicht deshalb gibt es Sprache, damit ich sagen kann: Brich den Zweig! Das könnte ich auch grunzen oder wiehern. Die Sprache dient allein dem Zweck, damit der, der erst sagte: »Brich«, auch noch sagen kann »100 Reiser«, und damit der, der sang: »Wie drückt mich der Zweig«, auch noch berichten kann: »Er ist gebrochen«.

Die Sprache erschafft ein »Nach wie Vor«, ein Zeitenfloß auf dem Strom der Zeit. *Nach wie vor spricht der Geist.*

Das Erschütternde an der Sprache ist ihre Tragkraft. Sie überlebt jede einzige Situation und stellt das, was geschieht, in Zusammenhang. Daß sie zeitlich um das Erlebnis herumgeht und die Doppelzeit des Vorher und Nachher schafft, sahen wir schon. Sie geht aber auch räumlich um das Ereignis herum. »So laßt uns denn in den Wald gehen«, sangen die Kinder unter dem Druck des väter-

lichen Geheißes. Damit wurden sie geistig ihres Auftrages erst inne. Das Subjekt erinnert sich des Gebotes und räumt ihm damit einen inneren Platz im Bewußtsein ein. Das nennen wir ja Bewußtsein, wenn wir an einem Akt *während seiner Ausführung* mit Gesang oder Gedanken festhalten. Der Akt muß sich in das Innere des Ausführenden ausdrücklich hineinheben. Dort räume ich ihm einen Platz ein. Sonst verschütte ich das Wasser oder schneide mich in den Finger. Wenn am Ende der Vater kommt und die Reiser zählt, da liegen die Reiser im Außenraum der Welt, als ein Stück Natur. Die Berechnung des Vaters ist so abstrakt wie alle Naturerkenntnisse. Sie abstrahiert von den drei Schritten der Aktion, die vorausgehen mußten: im Geschehen war sie agenda, im Gang war sie Agitation, als Geschichte war sie Akt; in abstracto gilt sie als Faktum. Im Sprechen erschaffen wir Zeiten und Räume. Die Sprache beschreibt nicht. Sie schafft ein »Nach wie vor« so gut wie ein Hier und Da.

Der abstrakte Wahnsinn der Schulgrammatik erklärt die letzte grammatische Schöpfung: den Aussagesatz, »dies sind . . .« für den Anfang der Sprache. Er ist aber nur das Ende, hinter dem sie wieder von vorn anfangen muß. Aus dem Aussagesatz ergibt sich gar nichts für die Zukunft. Deshalb hilft keine Naturerkenntnis, wenn wir fragen, wie wir leben sollen. Die Bibel mit ihrem »es werde Licht« und »es ward Licht« hat die erfahrungsmäßig beweisbare Grammatik. Imperativ (Präjektiv), Konjunktiv oder Optativ (Subjektiv), Präteritum oder Perfektum (Trajektiv), neutraler Indikativ (Objektiv) sind empirische aus den Zeiten und Räumen entspringende grammatische Notwendigkeiten. Es kann eine höhere wissenschaftliche Grammatik geben, weil wir nunmehr die Modi, Tempora, die Personen ganz anders sehen können als die Alexandriner. Notwendig ist jeder Situation nur je eine Personenform und jeder Zeit nur ein Modus. Die übliche Tabelle: Ich liebe, du liebst, er liebt, wir lieben, ihr liebt,

sie lieben ist lauterer Unsinn. Denn wer sagt: »Ich liebe«, muß entweder erröten, oder er lügt. »Sie lieben«, kann sogar ein Lump sagen. Also werden die beiden Sätze immer wo anders ausgesagt. Es heißt vielmehr: Ich gehe, wir sind gegangen, es geht. Verwurzelt ist das Du nur im Imperativ, das Ich im Subjunktiv; in lateinischer und griechischer Sprache ist es noch heute dem Amo, Paideuo anzusehen, daß diese Form mit »ich« aus dem emphatischen Optativ oder Konjunktiv stammt und von da in den Indikativ geborgt wurde. Nun gar die Form der vierten Situation, des Naturzustandes, dargestellt in lateinisch »itur«, es wird gegangen, für die abstrakte,, objektive Form, bringt die Logiker in Verlegenheit. Sie sagen, das ist eine passive Form, und man kann doch nicht »gegangen werden«. Aber »itur« ist eben eine Originalsituation, Akt vier im Drama der Erschütterung: Die tote Sachlichkeit des von außen angeschauten Prozesses.

Daraus ist das Passiv später geworden, weil eben meistens die Naturdinge tot daliegen. Die Neutra sind »Patienten« des Lebens, hat Uhlenbeck schön ausgeführt. Deshalb gibt es von ihnen keinen Nominativ; sie stehen immer im Akkusativ, denn sie sind das passive Resultat von anderer Leute Taten.

»Itur« zieht das Fazit aus: I, Eam, Ivimus (Geh, ich muß gehen, wir sind gegangen), als »ja«, »es ist wirklich so, man hat es mir wirklich geschrieben, rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm!«

Vergleichen wir übrigens I und Ivimus, so sehen wir, daß die Vergangenheit mehr Zeit hat als die Zukunft. Die Verbformen werden oft im Perfekt verdoppelt (da, dedimus); die Vergangenheit ist immer lang in ihren endlosen Erzählungen. Mithin ist die viel spätere literarische Form »Epos« auch schon in der einfachsten Sprachform klar ausgesprochen.

Eine Verbform wie das Perfekt ist bereits eine literarische Gattung. Umgekehrt sind die literarischen Gattungen nur

Erweiterungen der grammatischen Formen der einzelnen SatzGattungen.

Auf einen Punkt sei noch eingegangen: Uns begegnet in der Abwandlung der Grammatik ein sogenannter Plural: »Wir«. »Plural« nennt ihn die aus Alexandria geerbte Schulregel. Aber es ist mit diesem Ausdruck wie mit dem Dual, dem Vokativ, dem Imperativ. Wer die Sprache für ein Werkzeug ansieht, um Gedanken auszudrücken, muß alle diese Formen mißverstehen. Da die Sprache vielmehr das Mittel des Schöpfers ist, uns über uns selbst hinauszuerwerfen in ein Nach wie Vor, so ist der Zusammenhang aller grammatischen Formen untereinander das erste, was die Sprache leisten muß. Jede Sprache ist ihrer Absicht nach vollständig. Es gibt keine Sprache, die je kapituliert hätte, indem sie nach der Vorschrift der Werkzeuggrammatiker den Geist aufgab und gesagt hätte: »Das kann ich nicht sagen«. Denn sie kam ja nur dazu von Anfang in die Welt, um das Unsagbare, das neue Erlebnis, sagbar zu machen. Die Sprache liebt nur den, der Unmögliches begehrt. Denn alles und jedes, was wir heut sagen können, schien unsagbar, als es zuerst ausgerufen wurde. Aus diesem Grunde sind alle Sprachabwandlungen, die sogenannten Deklinationen, Konjugationen, Substantiva usw., Abkühlungsvorgänge des erst Unsagbaren, das allmählich immer deutlicher gesagt werden kann. Besonders aufschlußreich ist dafür das Wort »Wir«. Denn das gilt in der Schulgrammatik einfach als die Mehrzahl von Ich. Ich muß den Leser erschrecken. »Wir« ist durchaus kein Plural. Zehntausend Iche sind noch längst kein Wir. Versuche es nur mal mit einhundert Ichen. »Wir« ist etwas ganz anderes. Wir ist die aus »gemeinsamem Erlebnis erstarkte Majestät eines Gemeinkörpers«. »Wir« sagen nur die, welche etwas hinter sich haben. Es ist nicht etwa ein Gleichnis, daß die Könige mit dem Wir der Majestät sich ausdrücken.

Alles Sprechen stammt ausschließlich aus den von den

Schulbüchern »metaphorisch« genannten Redeweisen, aus den »übertragenen« Bedeutungen. Die »übertragene« Bedeutung ist die ursprüngliche, in den meisten Fällen.

Jedenfalls ist sie es im Falle des »Wir«. Daß »ich« und »du« »wir« sagen können, stammt aus den Majestätserfahrungen geschichtlicher Gruppen, aus der Kraft, unsere Vergangenheit bei uns zu behalten.

Der Pluralis »Wir« stammt aus dem sogenannten Pluralis Majestatis. Denn das vorliegende Stück Leben, das zuerst das erschreckte »Dich« in die Zukunft wirft, das dann dem lyrischen Gesang des mitteilbaren Ich anvertraut wird, erstarkt zum zurückgelegten Leben und steigt auf zum erhöhten Selbstbewußtsein einer Gruppe.

Als Christian Morgenstern dichtete »Wir fanden einen Pfad«, da waren das nur zwei Freunde, aber sie hatten gelebt! Es ist der Irrtum des Prometheus in dem Goetheschen Gedichte, daß er ausruft: »Hat mich nicht zum Manne geschmiedet die allmächtige Zeit?« Das tut die Zeit gerade nicht, da, wo ein Mensch seinen Namen zu Recht trägt. Denn da schmiedet ihn die Zeit mit anderen zusammen: *»Hat uns nicht zusammen geschmiedet die allmächtige Zeit?«* wäre also rechtgläubig.

Es ist der Irrtum Rousseaus, der Irrtum Voltaires, der Irrtum des sprachverachtenden Idealismus, den Einzelmann zum Träger des ganzen Erlebnisses von Anfang bis zu Ende zu machen. Und Nietzsche mußte wahnsinnig werden, um zu beweisen, daß es so gar nicht zum Erlebnis kommen kann. Hölderlin hatte erst Freunde und dann Diotima, und da in ihm heiliges Erlebnis wallte, so versank er in Nacht, als Diotima starb. Das Erlebnis und die Freiheit, die haben wir beide als artumschaffende Kräfte. Ein schönes Beispiel ist der Buchtitel, den Charles Lindbergh wählte, als er seinen Soloflug über den Ozean beschrieb. Er war allein, aber er mußte doch mit einem anderen Wesen erlebt haben. Und so heißt das Buch nach ihm plus Flugzeug: »We« (Wir). Das Wir drückt also die

Erhabenheit des Trajekts aus, das über einen Zeitabgrund hinübergelangen ist. Wir, sagen die Arrivierten, im guten und im schlechten Sinne des Wortes. Wer keine Wegstrecke gemeinsamen Lebens hinter sich hat, kann nicht mit Vertrauen Wir sagen. Es ist ein großer Augenblick, wenn dies geschieht, und das Leben wird dadurch erhöht. Majestät kommt von Majus. Die Natur kennt die Höhe gar nicht. Hoch, Wir, Majestät, Perfektum, Vergangenheit sind alles Kleider, die nur das namentliche Erlebnis anzieht, wenn es soweit ist, wenn unser Glaube die sonst ohnmächtige Zeit zusammenschmiedet hat zu einer aus Zukunft, Vergangenheit und Kultur gewordenen Zeit. Wie es zugegangen ist, das wirst du nie verstehen, lieber Historiste, wenn du nicht an Verheißungen glaubst, die allem Geschehen vorauftönen müssen, damit es hinterher zu einer Geschichte, die hoheitsvoll dasteht, komme. Jeder heimkehrende Soldat darf »Wir« sagen, wenn er für seine toten Kameraden mitdenkt und mitspricht. »Wir« dürfen nur die sagen, die erst einmal auf ein »Dich« gehört und als ein »Ich« geantwortet haben.

Daher ist es höchst bedenklich, wenn irgendein Kind nicht erst Verheißungen auf zukünftiges Geschehen hört, wenn es seine Eltern nicht erwarten, Gott nicht anrufen oder ausrufen hört, wenn es sich über nichts aufregen soll, sondern unmittelbar in Waggon 3 (Historismus) und Waggon 4 (logisches System) gesetzt wird. Die wirkliche Reihenfolge fruchtbaren Geschehens bleibt ewig 1, 2, 3, 4.

Das arme Kind und der Denker

Aber in der Tat muß der Einzelmensch oft 3 und 4, das heißt die abgekühlten Gefühle und die ausgeformten Kleider vorelterlicher Erlebnisse übernehmen, bevor ihm 1 und 2 geschehen. Die natürlichen Menschen erleben also die geistige Wirklichkeit in umgekehrter Reihenfolge. Das nennt man in den Schulen wohl den Gegensatz von Er-

kenntnisursache und Seinsursache. Man kann es auch die Erbsünde nennen. Wolle doch der Leser darauf achten, daß alles Sprechen ja Opfer verlangt. Denn wie Mutter und Schwester und Tochter dauernde Beschwörungsformeln sind, damit wir unsere Geschlechtsnatur vergessen, so wird jedes Kind beschworen, nicht hinter die Gattung zurückzufallen. Solange wir sprechen lernen müssen, erwerben wir etwas, was wir noch nicht erlebt haben. Und das ist gut und schlimm. Wenigstens sollten wir alle Sprachen zuerst als Imperative, die wir ausführen müssen, und als Lieder, die wir singen, erlernen. Fremdsprachen dürften nur so erlernt werden. Die Muttersprache lernen wir zum Glück noch in vielen Fällen ebenso, trotz der schändlichen Sprachtheorien. Aber jedes Menschenkind muß um dies Widerspiel zwischen den Sprechern des Menschengeschlechts und den Kindern, die sprechen lernen, wissen. *Das Wissen um diesen Gegensatz gehört in den Katechismus.* Und deshalb steht es auch darin, obwohl es selbst die, die ihn lehren, nicht mehr verstehen. Die meisten Menschen sind Scherben einer in Stücke gebrochenen Grammatik. Besonders kraß sind die Versuche, die Sprachschöpfer aus der Kinderpsychologie zu erklären. Das Gegenteil ist der Fall. Das Kind verhunzt die Sprache. Geh zu den größten Revolutionen, um zum Sprachquell vorzustößen. Woher kommen denn Sowjets und Kolchosen? Woher Reformation und Kaisertum?

Nicht aus dem Kindergarten.¹

Etwas allerdings kommt aus dem Kindergarten, das die Sprachen durchsetzt hat, die Sprachen und noch mehr das Denken und die ganze Philosophie und Theologie. Und weil der Kindergarten diese Rolle gespielt hat und noch spielt, müssen wir nun zum Kindergarten der Sprache von

¹ Beispiele: Revolution als politischer Begriff in der Neuzeit. Breslau 1931, Frankreich – Deutschland, Mythos oder Anrede? Berlin 1957. Die Kommunisten verboten die erstere Schrift, die Nationalisten, wie Leo Weisgerber und Werner Betz, schweigen die letztere Schrift tot.

ihren Hoch-Zeiten fortgehen. Es gibt nämlich drei Sprachstile: Hochsprache, Kindersprache, Denken. Und der Denker, der die Sprache verachtet, kann das nur, weil er meist nicht unmittelbar aus der Hochsprache ins Denken übergeht, sondern seinen Denkstil meist aus der Kinderstube weiterentwickelt.

Die Hochsprache kennt jedes Ereignis und ernennt alle Mitglieder mit vollem Namen. Dazu ist sie da. Die Kinderstube läßt die Namen weg und setzt für die Nomina die Pronomina, die Fürworte ein. Mutter wird Mama, Vater – Papa, Johannes wird Hans, der König wird *Er*, die Nachbarn werden «Die da». Pronomina sind nur möglich, wo es Nomina gibt. Pronomina sind nicht der Anfang der Sprache, sondern die Sprache in Hemdsärmeln. Mutter und Kind hätten nie nötig, Hochsprache zu schaffen. Deshalb schaffen sie sie unter sich auch ab: Pronomina reichen aus, sobald wir unter uns sind. Pronomina sprechen wir in unserer prähistorischen animalischen Existenz; Nomina unter dem Einfluß der Hochsprache mit ihren vollen Namen, Titeln, Daten. Daheim schließen wir ein Kompromiß.

Hier sei nur auf die Folge für die Philosophie hingewiesen. Die Kinder sagen »du«, »ich«, »dort«, »hier«, »da«, »der«, »die«, »das«. Der Philosoph liebt aber das eine Pronomen vor allen andren: das Wörtchen »Sein«. Das Sein, da vergehen ihm Hören und Sehen. Er will das Sein ergründen. Das »Sein« mit den Formen bin, bist, ist, ist ein Pro-verb gradeso wie »dieser« ein Pronomen ist. Die berühmte Kopula »ist« steht für alle Zeitworte als Stenophon, als Kurzwort. Vom Sein kann also nur reden, der alle Zeitworte erlebt und sie als »Sein« zitiert. Denn die Fürworte sind sinnlos ohne die Worte, für die sie stehen. Die meiste Seinsphilosophie redet vom »Sein«, ohne durch die Fülle aller Zeitworte getränkt und gesättigt zu sein; deshalb ist sie Schall und Rauch, und deshalb haben ihr die Existentialisten den Krieg erklärt. Das

Wesen Gottes gibt es nur, nachdem du erfahren hast, daß Gott zürnt, schafft, segnet und erschüttert. Die üblichen Diskussionen über das Wesen Gottes haben die Hemdsärmelmanieren der Kinder, die hinter die Uhr dringen wollen. Hinter der Uhr, da hört sie auf zu gehen! Und hinter seinem Namen treibt Gott sein Wesen nicht. Denn er ist der, in dessen Namen wir geloben und beschwören. Bevor wir die Stenogramme »der« und »die«, »er« oder »sie« für irgend jemand einsetzen, müssen wir sie erlebt haben mit ihren Namen. Das leugnen die Philosophen, die mit Worten wie jemand, etwas, Sein, Nichtsein, irgend, es, das, ihr Denken angefüllt haben. Daher ist es ein leeres Spiel, mit Pronomina die Schüler über das Wesen Gottes aufzuklären. Sondern aus den erlebten und durchgestandenen Namen bestehen wir Menschen und aus nichts anderem.

Die Willensmenschen haben freilich eine wunderliche Ausflucht. Die Leute, die die Sprachen für etwas Bekanntes halten, vor allem die Wissenschaftler und andere Machtmenschen, sagen stolz, wir sprechen erst, wenn wir uns die Sache ausgedacht haben. Wir sagen nur das den anderen, was wir ihnen sagen wollen.

Jakob Grimm hat von der Sprache gesagt: sie ist allen bekannt, und ein Geheimnis. Ein Geheimnis, das sich allmählich offenbart, ist sie den Begeisterten. Bekannt ist sie allen, die auf ihren eigenen Willen pochen, weil sie ihr Deutsch aus der Schule und dem Wörterbuch mißverstehen.

Schon Wilhelm von Humboldt hat ihnen zugerufen: »Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes voneinander leuchtet es klar ein, daß die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unbekannte zu entdecken.«

Da steht es also schon, daß das Sprechen nicht aus dem Denken kommt. Vielmehr hat alles Sprechen das Schwät-

zen vor sich und das Nachdenken hinter sich. Wir lernen sprechen, und da wird künftige Hochsprache vorgekaut. Wir denken nach, und da wird früheres Sprechen nachgerechnet. Schwätzen ist unendliche Spielübung und Denken endloser Treppenwitz. Alles Lernen ist Vorbereitung, alles Denken Nachbereitung der Lagen, in denen laut und öffentlich gesprochen werden muß.

Kein Denker glaubt das. Sein Stolz erlaubt das nicht. Die Stenographie oder »Stenophonie« des Denkens ist ihm nicht die Etude auf dem stummen Klavier, das für den Berufsmusiker das Üben selbst auf Reisen ermöglichen soll. Die Logiker, Semantiker, Mathematiker, Erkenntnistheoretiker halten das Selbstgespräch für was Besseres als das Gespräch. So verrückt ist die Welt geworden, daß sie glaubt, der Geist stamme aus dem Denken. Kant konnte Zeit und Raum aus dem Denken begreifen wollen. Und nur eben dadurch vergaß er, daß wir nur Zeiten und Räume, nie »Zeit« und »Raum« erleben. Und er begriff nicht, was jeder Bauer weiß, daß die Raumwelt als All, die Zeit aber als Augenblick gegeben ist. Das zwingt uns, in die Räume *hineinzustoßen*, umgekehrt aber, die Zeit zu *entwickeln*. Die Philosophen vergessen den Gegensatz. Sie halten »Zeit und Raum« für gegeben, obgleich diese Früchte des Erlebthabens sind. Jakob Burckhardt ist nie müde geworden zu zeigen, daß die griechischen Denker nicht ein Tüttelchen an der antiken Wirklichkeit haben ändern können. Kein einziger Aberglaube fiel; die Denker konnten kein Kind mit Namen nennen. Das Gute, das Schöne, das Göttliche, das Wahre dachten sie als Ideen, ohne den Wandel durch die Zeiten und Räume der Menschen. Erst 1500 Jahre, nachdem das Wort wieder Fleisch geworden war und die vier Akte der Inkarnation längst wieder abrollten, erst in der Renaissance der griechischen Denker von 1500 bis 1900, lebten die Bücher der griechischen »Denker« als gewaltige politische Bewegungen. Weil das Wort Fleisch zu werden imstande war, wurden aus

griechischen Gedanken in der Neuzeit politische Formen. Das Denken ist Vor- und Nachbereitung des Sprechens. Im Denken wird nur ein weiterer Widerstand gegen den Fortgang eines Erlebnisses eingeschaltet, der nämlich, daß der Denker sich erst selber überzeugen will, bevor er etwas weiterleitet. Das ist eine nützliche Neuerung, diese Einschaltung eines Widerstandes. Aber deshalb gibt es keineswegs, wie uns immer gesagt wird, ein Denken ohne Worte. Das Denken, das behauptet, a priori zu kommen, lügt. Erst nachdem Namen und Art in gegenseitiger Vorstellung existentiell eingekerbt sind, kann der Student in einer Wissenschaft zu denken anheben. Denn die Autoritäten müssen anerkannt werden, bevor wir erkennen. Ein Professor der Skepsis wurde eines Tages von einem fröhlichen Gesellen mit »Sie da« angeredet. Denn sie seien ja Skeptiker. So könne niemand wissen, ob er Student, ob er Professor sei. Da wurde der Professor erstens grob, zweitens ernst: »Sie Frechdachs! Sie müssen mich bei aller Skepsis mit ›Herr Professor‹ anreden, denn sonst gibt es keine Skepsis.« Es gibt eben die Sprache nur dank gegenseitiger Vorstellungen. Darum genügt nicht einmal, daß die Denker dem armen Volk von uns Laien einräumen, es sei ihr Denken freilich nicht autonom, sondern »dialektisch«, sie seien also jeweils zwei Hampelmänner an einer Schnur, die gleichzeitig tanzen müßten.

Es war ein Fortschritt, als so das Denken sich als dialektisch bekannte. Nun traten wenigstens zwei Hörsäle und zwei Professoren gleichzeitig ins Blickfeld. Aber genügt das? Diese Auflösung der Abstraktionen des Hörsaals erinnert mich an das Verhalten des Professors Morstedt in Heidelberg. Gustav Radbruch erzählte mir 1908, daß Morstedts Schwester die Geliebte des Großherzogs von Baden sei und er daraufhin Professor geworden wäre. Eines Tages kam er ins Kolleg und warf ein Buch verachtungsvoll gegen die Wand. Staunen der Hörer. Da bemerkte er: »Sie denken natürlich, das Buch sei von mei-

nem Kollegen Mittermaier; es ist aber von meinem Kollegen Bluntschli.« Mit anderen Worten, die Dialektik kann zwar zwischen »Denkern« unterscheiden oder entscheiden. Aber die weniger Denkenden, die Morstedts, reden auch; sie sprechen sogar Recht; sie stimmen ab, und sie beurteilen eigenmächtig die Weltlage. So mag es zwar ein Fortschritt heißen, daß an die Stelle der Einzelschulen, an die Stelle des Plato, des Aristoteles, der Stoa nach Christus die Thomisten und Scotisten und Kantianer und Marxisten in ihrer Vielzahl geworden sind und sich gegenseitig höhnen. Indessen sogar die Einteilung dieser Dialektik ist noch zu gedankenstolz. Denn alle Schulhäupter zusammen müssen da bei einer weiteren Einteilung auf die eine Seite der Dialektik gerückt werden. Ihre Antithese sind nämlich die noch nicht oder nicht mehr Redenden, sind vor allem die Leidenden. Sie werden von dem Hochmut der Denker mit Ausrottung bedroht. Karl Marx z. B. hat alles, was ihm nicht paßte, als Lumpenproletariat abgefertigt. Die Folge ist, daß seine Anhänger heute die menschlichsten Elemente unseres Geschlechts mit Ausrottung bedrohen. Denn nur der gelernte Arbeiter oder der ungelernete Arbeiter, der organisierte Arbeiter existiert von ihren Gnaden. Ich aber rechne eben zu den für Marx wertlosen Mißbildungen und Abfallprodukten der menschlichen Rasse. Dreimal haben mich Marxisten aus dem Amt gejagt, 1922, 1935 und 1942, nur weil ich nicht Marxist werden konnte.

Aber wenn wir Leidenden nicht unaufhörlich dazwischen redeten, wäre es mit der menschlichen Geschichte zu Ende. Die Geschichte beruht auf einem unaufhörlichen Widerspruch, und er ist nie mit dialektischen Kniffen vorausbestimmen. Das Wort »Dialektik« versagt, wo Unausprechliches heraufdringt. Denn die bisherigen Sprecher leugnen jedes Mal, daß es dies Unausprechliche verdient, angehört zu werden. Weder Dialoge noch Dialektik verhalfen uns zum Anhören des Unausprechlichen. Dazu ist

aber Christus in die Welt gekommen, um an die Stelle der Herren Logiker Marx und Hegel die ganz unlogischen Frauenstimmen von Liebe, Glaube und Hoffnung hörbar zu machen. Seitdem sollte jede herrschende Meinung wissen, daß sie, gerade weil sie nur logisch ist, unbedingt vorübergehen muß. Die Geschichte ist eine großartige Abfolge von Saaten, deren jede nur einen Frühling haben darf, solange sie nicht aus dem Gehirn als Blase aufsteigt, sondern als Lust oder Leid des Herzens uns zum Reden zwingt. Denn wir selber werden durch Grammatik strukturiert. Die Abwandlung in Glaubenssprache, Geistes-
sprache, Kultursprache, Natursprache macht unsere »Zeit« zu einem Acker mit Fruchtfolge. Es ist eine Agrikultur, die die Gattung verändert, weil sie die Vererbung erworbener Eigenschaften ermöglicht.

Eigenschaft wird erworben, wird mitgeteilt, wird festgesetzt. Erst wenn alles dies geschehen ist, kommt der objektive Befund, auf den sich das Denken stürzen kann.

Lieber Leser, dies ist keine Psychologie der Sprache, obwohl die neue Sprachlehre seit dreißig Jahren unter dieser Etikette mattgesetzt wird. Die Sprache folgt nicht dem Denken nach: Geistesgegenwart spricht. Und drittens ist es mitnichten natürlich, daß Christen kein Menschenfleisch essen. Die Heiden warfen ihnen gerade das anfangs vor. Das Christentum und die Sprache und diese Blätter sind nämlich alle drei weder natürlich noch unnatürlich noch übernatürlich, sondern sie haben jedem Naturburschen von jeher dasselbe vorzuhalten: Du wirfst so großartig mit Brocken wie Natur und Übernatur um dich. Aber diese Vorstellungen sind den Menschen, die im Leben stehen, unbekannt. Sie ergeben sich nur dem Nachdenken, das am Grabe der Ereignisse die leere Hülle aufliest. Wir halten uns Philosophen und Naturwissenschaftler, damit sie Jagd auf die getötete naturgewordene Schöpfung machen. Diese Meute findet überall, wo sie hindringt, Natur, und alles, zu dem ihr von uns der Zutritt nicht

erlaubt wird, das nennt sie Unnatur, und wir verwehren den Zutritt kraft des Wortes »Übernatur«. Aber wer nicht Natur sagt, braucht zum Glück auch nicht Übernatur zu sagen.

Allerdings, wir haben die Meute verwöhnt. Sie ist aus ihrem Wirklichkeitsquadranten, der nur als vierter Akt kommt, ausgebrochen, und sie zerstört uns, den Jägern, Haus, Gärten, Felder, nämlich die Reiche des Glaubens, der Kunst und der Rechtsordnung. Alfred Weber ist in seinem letzten Buch *Vom Ende der Geschichte* so aus der Geschichte der Menschen ausgebrochen. Weil das Deutsche Reich zu Ende ist, hört bei Weber nun die Fleischwerdung auf. Wir pfeifen diese Naturdenker zurück. Was geschieht? Die Jäger werfen sich sogleich auf uns selber. Es ist nicht das Verdienst dieser Jäger in Gestalt von Akademikern, Philosophen, Psychologen, Historikern, Philologen, Soziologen, daß unsereins noch existiert. Sie trachten, alle neue Geburt von Sprache zu verhindern. Die Walpurgisnacht dieser Naturspürhunde hat Nietzsche vorausgesagt und vorausbeendet. Nun muß sie zu Ende kommen. Diese Gelehrten können nicht einmal mehr lesen. Der Heilige Geist, der aus dem Vater und dem Sohne, aus zwei Geschlechterstufen also, hervorkommen muß, bevor er schaffen kann, wird täglich von diesen Denkern umgebracht. Denn sie denken alle »selber«! Und sie können nicht einmal lesen, was 2000 Jahre ausgerufen haben. Sie können eben nur Naturbegriffe verstehen. Daß es immer nur einer unserer vier Zugriffe auf die Wirklichkeit ist, wenn wir uns an ihr als Natur vergreifen, das ist unlesbar. Ergriffen müssen wir werden, bevor wir begreifen.

Deshalb ist die Wandlung der letzten dreißig Jahre außerhalb der deutschen Universitäten ans Licht getreten. Die Sowjets haben die Dialektik auf den Schild erhoben. Schon damit ist der Naturbegriff relativiert. Die marxistische Dialektik ist die eine Partei der Zukunft. Die an-

dere ist der existentielle Dialogismus, der eine umfassendere Gliederung der Gesellschaft durch das Wort anerkennt als die Marxisten durch ihre Arbeitsteilung. Zwei Parteien sind hinter dem Kommunistischen Manifest und Kierkegaard her zum geistigen Leben erwacht; der eine sucht der Arbeitsteilung der Menschheit dialektisch beizukommen, die andere ist von der Verwandlung durch das Wort ergriffen. Nur diese beiden Parteien sind seit den Weltkriegern noch »vernehmungsfähig«.

Der Dialog des deutschen Volkes

Dieser Dialogismus ist empirischer Art; er begegnet uns in der eigenen Lebensgeschichte und in der Völkergeschichte als vernehmliche Korrespondenz aller sprechenden Wesen. Die Menschen erleben nie sich selber: sie erleben einander. Und wenn sie reden, so stellen sie sich einander vor. Als solches sich auf den Höhepunkten ihrer Existenz einander vorstellen habe ich die Geschichte des letzten Jahrtausends zweimal dargestellt. Wie der Plan der Russen sich der atomisierten Wirtschaft des Westens entgegenwirft, so habe ich der einzelnen angeblich sprechenden Individualität des psychoanalytischen Totenreiches die Gesamtunterhaltung des sprechenden Menschengeschlechtes entgegengehalten. Denn jeder einzelne Sprecher kann seine Verwandtschaftsnamen nur verlieren und wiedergewinnen, wenn er ein gutes Gewissen hat. Und das gute Gewissen hat kein einzelner, es sei denn als Mitglied des allen Geist und alle Begeisterung verantwortenden Geschlechtes. In meinen Werken über die Europäischen Revolutionen sprechen die Nationen sich selber zueinander in ihrem ewigen Sinn aus. Und mein eigener Partner im Dialog des Lebens, Franz Rosenzweig, hat zu dieser meiner Praxis die Theorie verfaßt: »Ich glaube«, so schrieb er mir in dem entscheidenden Dialog unserer Leben, »es gibt im Leben alles Lebendigen Augenblicke oder vielleicht

nur einen Augenblick, wo es die Wahrheit *spricht*. Man braucht also vielleicht überhaupt nichts *über* das Lebendige auszusagen, sondern man muß nur den Augenblick abpassen, wo es selber sich ausspricht. *Der Dialog, den diese Monologe untereinander bilden (daß sie einen Dialog untereinander machen, ist das große Weltgeheimnis, das Offenbare, Offenbarte, ja der Inhalt der Offenbarung, was eine Bestätigung zu Ihren Definitionen . . . sein soll), . . . also den Dialog aus diesen Monologen halte ich für die ganze Wahrheit*« (Judentum und Christentum, in Franz Rosenzweig, *Briefe*, 1935, S. 712.)

Freilich, dieser großartige Dialog aus Monologen ist heute zu Ende; die deutsche Sprachkraft ist todkrank.

Denn die erschütternden Erlebnisse, die durch zehn Jahrhunderte den Namen Deutsch mit Sinn erfüllt hatten, pflanzen sich nun nicht mehr wie konzentrische Wellen um den wuchtigen Stein des Erlebnisses Deutsch fort. Während ich das Amt eines Professors der deutschen Rechtsgeschichte bekleidete, war mir unerwartet eine Untersuchung über den Namen »Deutsch« selber in den Schoß gefallen, ein Nachhall meiner philologischen und rechtshistorischen Begeisterung: Ich möchte jetzt davon sprechen, damit der Leser die deutsche Geschichte in die Bahnen der weltgeschichtlichen Konversation einstelle.

Als 1918 das Deutsche Reich verging, entwarf ich für die neue Volksbildung ein neues Gerüst der deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte. Unter dem Eindruck der Katastrophe war als erstes die einfache Feststellung vonnöten, daß die großen Einschnitte der Geschichte eben die – großen Einschnitte sind. Entgegen dem herrschenden gelehrten Wahn, alle bedeutenden Ereignisse einzuebnen, hob sich eben der erste Weltkrieg als eine *maßgebende Erschütterung* heraus. Dem Hochmut der akademischen Wissenschaft für ihre aktenkundigen Tatsachen trat die Wucht der offenkundigen Einschnitte entgegen. Es hing also nicht von der Wissenschaft ab, ob der Weltkrieg oder

die Reformation Epoche machten. Das aber hatten sich tatsächlich die Gelehrten zu entscheiden eingebildet, und zwar die Gelehrten aller Schattierungen, einschließlich der Marxisten und Katholiken. Es ist aber unwahr. Erst muß der Gelehrte die offenkundige Erschütterung des ganzen Volkskörpers miterleben, bevor er seine wissenschaftlichen Tatsachen herauspräparieren kann. Die Geschichte des Menschengeschlechts wartet mithin nicht auf die Bücher der Historiker, um »geschrieben« zu werden. Sie schreibt sich uns in den großen Katastrophen selber ins Blut. Der Historiker versöhnt nur die Erschütterungen und schlichtet ihren Widerspruch. Oder noch einfacher: Die Epochen der Geschichte sprechen unmittelbar zu uns; nur die Fakten innerhalb jedes Jahrhunderts mögen vom Historiker berichtet werden. Er kann aber nicht den Dreißigjährigen Krieg oder den ersten Kreuzzug ausradieren und plötzlich ein von ihm erforschtes Aktenpaket an ihre Stelle schieben. Denn was er sagt, kann immer nur besser zu sagen suchen, was schon als Geschichte sich selber ausgesprochen hat. Der Geschichtschreiber selber ist wie der Prophet ein Teil der Geschichte selber. Als Jesus sagte: »Es ist vollbracht«, da enthüllte er diese Wahrheit; ein Teil des Lebensvorganges selber ist sein Wortwerden. Der erste Bericht beendet das Ereignis selber und steht ihm nicht gegenüber. Die Schlacht bei Leipzig ist erst die Schlacht bei Leipzig, nachdem sie so genannt worden ist. Und gewöhnlich tut das der Feldherr selber unter der Wucht des Ereignisses. Wenn aber der erste Bericht aus dem Ereignis fließt, so wie das Ereignis seinerseits aus seiner Verheißung stammt, dann gilt von der ganzen Geschichte, daß sie längst ausgesprochen ist, bevor sie »erforscht« wird. »Es war vollbracht«, bevor das erste Evangelium es erzählte.

Von den Kriegen Napoleons bis zum Weltkrieg stand das deutsche Volk unter dem Anruf von Revolution und Restauration, zwischen Preußen und Österreich einerseits

und der revolutionären Idee eines Volkes andererseits. Für die Umschrift der deutschen Geschichte zurück in die selbstgeschriebenen Epochen ergab sich daher schon damals das gleiche Gesetz, das ich seitdem in meinem Leben bewährt finde: jede Erschütterung wird in vier Akten durchexerziert. Ich zerlegte also in jenem Entwurf jede Epoche in vier Generationen, die eine jede eine Wandlungsform des Erlebnisses verkörpern.

Ich hatte damals keine Ahnung, daß dies Geheimnis schon von dem wundersamen Giuseppe Ferrari bis in alle einzelnen Züge aufgedeckt worden war. Ferrari, umfassender als Karl Marx, hat die große Geschichte mit seelischen Erschütterungen und dem Wege ihrer Verarbeitung in eins gesetzt. Er weist den Weg über Marx hinaus, obwohl sein Leben von 1811 bis 1876 ablief. Er ist ein Stammvater unserer Zukunft.¹

Das Gesetz grammatischen Erlebens durchzieht die deutsche Geschichte: So zeigte es mein *Neubau der Deutschen Rechtsgeschichte*. Und nun galt es nur noch, die den Saaturwurf der Erlebnisse empfangende Volkseinheit zu erfassen, in der die Perioden sich wie Jahresringe um einen Baum absichten können. Auch da war das Glück mir hold. Ich fand den Ursprung des Namens »Deutsch« in einem Dialog zwischen Französisch und Deutsch! *Diese beiden Namen sind auf Gedeih und Verderb aneinandergekettet*. So belegte es mein »Frankreich-Deutschland«.²

Dialogisch nur gibt es Deutsche! Das Deutsche Volk entstand, gleichzeitig mit dem Namen Frankreich, aus dem christlichen Heervolk der römischen katholischen Kirche, unter Karl dem Großen.

¹ Vgl. hierzu »Der Datierungszwang und Giuseppe Ferrari« (Das Geheimnis der Universität, 1958. S. 35 ff.).

² Leo Weisgerber, der Heidegger der Philologen, versperrt den von ihm hypnotisierten Germanisten die einfachsten Tatsachen über das Wort »Deutsch«.

Ich habe anderthalb Jahre vor Verdun gestanden, während des ersten Weltkrieges. 800 000 Leben wurden vor Verdun verloren. Da, so hatten wir dunkel empfunden, wurde die Reichsteilung von Verdun von 843 rückgängig gemacht; denn sie wurde sinnlos. Nicht Verdun und nichts anderes war diese 800 000 Männer wert. Das Wort von der Teilung des karolingischen Reiches war reif, zurückgenommen zu werden. Dazu gehörte, daß man es noch einmal neu in seiner Ernennungskraft begriff.

Als nämlich Karl der Große das Kreuz den Sachsen predigte, da verlangte er Respekt für sein »Christliches Volk«, für die »Gens Christiana«, wie er sein Reichsvolk in einem⁴ Gesetz 776 nannte. Karl regierte mithin ein Volk als Herr der Kirche und als Feldmarschall des Heeres. Die Gens Christiana war Kirchenvolk und Heeresvolk. Als Laien wurden sie von Karls Bischöfen, als Gemeinde von seinen Grafen regiert. Das Offizierkorps sprach fränkisch, die Bischöfe Latein. Das wurde die Wurzel der Einteilung in Deutsche und Franzosen. Wer wie das Offizierkorps sprach, sprach in ihrer Kommandosprache: deutsch. Die Knechte sprachen wälsch – »wie Knechte«, wallonisch – die Priester lateinisch. Innerhalb des christlichen Volkes hoben sich wälsche und deutsche Zunge als Unterabteilungen ab. Deutsch und französisch sind nicht vorchristlich wie germanisch und gallisch. Wer »deutsch« sagt, spricht von einem Teil der »Gens Christiana« von 776. Da waren also noch Franzosen und Deutsche ungeschieden, so, wie der Kaiser in der Kirche sie beherrschte. Ein Jahrzehnt später aber begann man den Namen für die Kommandosprache des Heeres, die deutsche Zunge, von dem Namen für die fränkischen oder französischen *Lande* zu scheiden. Soweit Kontingente des Heeres auf fränkische Kommandos einschwenkten, so weit reichte die deutsche Zunge. Deutsch wurde ein Personenbegriff, französisch aber wurde ein territorialer Name: Das Land *Franzia* gab den Franzosen den Namen: *La Douce*

France; das Heer der Franken, aber, das deut oder diet, ihr Marsfeld, das gab den Deutschen den ihren. Die Oststämme wurden auf das Personalprinzip des fränkischen Heeres gebaut; das Westfrankreich auf das Territorialprinzip des fränkischen Landes. So traten Franzosen und Deutsche dialektisch ins Leben, als zwei Aspekte, zwei Komperative desselben christlichen Reichsvolks. Wenn »Vater« und »Mutter« von uns als Komparativ erkannt wurden, in der Vermählung, so sind auch Deutsch oder Französisch nicht Wörterbuchworte, *sondern sie sind Namen in einer gegenseitigen Vorstellung!* Beide leben einander gegenüber. Für die Einzelheiten muß ich auf meine Untersuchung verweisen.¹ Das deutsche Heer als reichs- und volksbegründende Erfahrung ist also eine tiefe, eine jahrtausendalte in Österreichs deutscher Kommandosprache und in dem preußischen Heer fortlebende Erschütterung. Daß dem Namen der Deutschen von den Gelehrten keine Gerechtigkeit widerfahren konnte, ist kein Zufall.

Als meine Entdeckung von Alfred Goetze dem Klugeschen Wörterbuch einverleibt wurde, erschien eine jener germanisierenden Phantasien, die mit Jahrtausenden um sich werfen und in der das Wort *deutsch, diutisk* aus indogermanischer Urzeit und oskischen Parallelen begründet wurde. Nun, daß »diot« Volk, *populus*, heiße, daran hat niemand je gezweifelt. Bei Jakob Grimm ist es in seiner gemütvollen, aber sentimentalischen Weise eben das Volkstümliche, das in »Deutsch« mitschwingt. Bei Alfred Dove sollten es die Gentiles, die Heiden der Bibel, die ungetauften Völker also, sein, die den Franken Karls des Großen, des Einberufers des Frankfurt-Konzils gegen das abtrünnige Byzanz, den Namen verliehen hätten.² Heidenvolk,

¹ »Frankreich – Deutschland, Mythos oder Anrede«, Berlin 1957. Dazu Ergänzungen in »Geschichte in Wissenschaft und Unterricht«, Jahrgang 1959.

gemeines Volk, so sollten sich die Konkurrenten der Franzosen, die »Tedeschi« der vor ihnen erzitternden Italiener, haben nennen lassen.

Indessen waren die Franken stolz auf ihre christliche Rechtgläubigkeit. Der Heeresadel, der »deutsch« sprach, fühlte sich den »heidnischen« Römern im Glauben und den Bauern in Gallien standesmäßig überlegen. »Diot« hieß nicht »populär« und nicht »heidnisch«; es entsprach dem *Populus Romanus*, als der formenstrenge Titel des Reichsheeres. Nur dies erklärt die Jahreszahlen 776 für *Gens Christiana* und 786 für die Heeressprache des deutschen Offizierkorps und »Francia« für die von wälschen Bauern bestellte französische Erde. Diese Frage erscheint vielleicht weithergeholt. Aber sie ist für den deutschen Leser nicht unwichtig. Kann etwas nicht zur Sache gehören, das ihm den Namen gibt, der Millionen zum Schicksal geworden ist? Ich kann es also hier nicht übergehen.

Das Aufspringen des Namens – nicht des Wortes – liegt im hellen Licht der Geschichte. Die namenstaube »wissenschaftliche« Geschichtschreibung (letztes Beispiel W. Levison, einst Bonn, jetzt Durham) kann den Namen Deutsch nur als Wort erklären. Aber die Völkernamen sind ja Selbstzeugnisse eines Willens, so zu heißen, und Zeugnisse eines Willens, so zu nennen. Sie sind eben nicht Worte.

Der Diot oder Diet, das »Volk«, konnte immer allenthalben ein Adjektiv »diutisk« bilden, so wie *populus »popularis«* bei sich hat. Das sind keine Namen. Aber im heutigen Rheinland ist man bis auf den heutigen Tag nicht wie die Bayern oder Elsässer oder Sachsen mit einem Stammesnamen versehen, sondern man ist ein Deutscher schlechtweg, und der Zusatz Rheinländer zeigt seine nachhinkende Schwäche deutlich genug.

Weshalb sind alle anderen Deutschen zweierlei, Bayern und Thüringer, Sachsen und Alemannen und außerdem

Deutsche, die Rheinländer aber einfach Deutsche? Weil es der Zutritt zum Frankendiot, zum exercitus Francorum war, der die anderen Deutschen der Kommandosprache des Frankenheeres mächtig werden ließ. Die im Rheinland sesshaften Franken aber waren der Kern dieses Frankenheeres.

So war es bei der karolingischen Aufrichtung des augustianischen Gottesreichs. Vor ihm kam es natürlich den Franken nicht in den Sinn, ihre Sprache anders denn Frankenzunge zu nennen. Erst als ihre Heeressprache eine Flut von Stämmen assimilierte, bekam der diot, dies einzigartige »Heer«, für das eine eigene Messe eingeführt wurde, die prägnante Bedeutung. Wer in ihm diente, nahm teil an der neuen auserwählten Gens Christiana, dem Christenvolk, gerade so wie umgekehrt der, der auf fränkischer Erde in Gallien saß, zum Franzosen kraft Wohnsitzes wurde. Fränkische Erde im Westen, fränkische Zunge im Osten, Heeresgenossen und Landesbewohner unter dem einen christlichen Kaiser, so begannen die Franzosen und die Deutschen. Noch im Jahre 786 wird das Wort einfach für »in militärischer Sprache« gebraucht (man hat mir gerade diese Fundstelle entgegengehalten, während ich sie als Hauptstütze meiner Erklärung ansehe); aber 789 deckt sich Karl der Große hinter diesem Wort, damit Bayern, Sachsen, Langobarden, Thüringer ihm die Verantwortung abnehmen, wenn das ganze Heer den Bayernherzog Tassilo »auf gut deutsch« absetzt.

Die Entmilitarisierung Deutschlands erschüttert also die älteste Einteilung der Völker Europas. Die Gens Christiana war in Kirchenvolk und Heeresvolk gegliedert. Die einzige Wahl oder Namenwahl für die, die deutsch bleiben, wird es vielleicht sein, sich selber zu einem Heer der Arbeit und damit den Namen Deutsch neu zu wandeln.

Eine tausendjährige Geschichte ist ein tausendjähriges Auf-einen-Namen-angeredet-Werden. So entstehen Zeit-

räume. Sie sind nie ewig. Das Geheimnisvolle am deutschen Namen ist, daß er durch seine ganze Geschichte nie klare geographische Grenzen kannte, der französische aber immer. 1928 schloß ich meine Untersuchung über deutsch mit dem Dichterwort: »Deutschland – keiner weiß, wo es anfängt, keiner, wo es aufhört. Es hat keine Grenzen, Herr, in dieser Welt . . . man hat es im Herzen oder man findet es nirgends und nie.« Alle Namen sind so unsinnlich, weil sie nicht den Augenblick bedeuten. Davon noch ein Wort. Alles Augenblickliche kann auch ohne Sprache mit bloßen Hinweisen der Finger oder einem Nicken des Kopfes angedeutet werden. Namen sind erst nötig, um die Lebenszeiten des Menschengeschlechts auszubilden. *Ohne sie lebten wir überhaupt nicht in einer Geschichte!* Die Kinderstuben üben aufs Sprechen ein, aber schwätzen ist nicht sprechen, auch wenn es tausendmal häufiger geschieht als der formale Sprachakt. Dies Verhältnis von 1000:1 zwischen Geschwätz und Sprache hat den ungeheuerlichen Irrtum angerichtet, daß alle Redeweisen gleichen Rang hätten.

Wenn das Schwätzen in der Kinderstube, das Klatschen der Nachbarinnen, das Räsonieren im Wirtshaus nicht als das durchschaut wird, was es nur sein will, ein Schleifen der Messer, ein Wetzen der Zungen, aber ohne den letzten Ernst der Namengebung, dann bleibt allerdings der Unterschied zwischen Gott und Teufel unerkannt. Denn alle Hochsprache ist bereit, ihre Namen für alle Ewigkeit auf sich sitzen zu lassen. Aber alle fürwortende, pronominale formlose Sprache erzittert vor dieser Frage: Soll das vor Gott gelten? Der übliche Redestrom des Alltags steht unter dem Zeichen: »Ich habe nichts gesagt; mein Name ist Hase; ich weiß von nichts.« Diese Namenlosigkeit stempelt 999 Reden zu unverantwortlichem Geschwätz. Aber unsere gesamte Erkenntnislehre ist von solchem Geschwätz ausgegangen, um zu deuten, was das Wort sei. Natürlich war das Ergebnis ein grausliches Mißverständ-

nis. Die Redeweisen zweiten und dritten Ranges sollten dazu herhalten, den Sprachstrom ersten Ranges zu erklären, Kindersprache, Affensprache, das Lallen des Säuglings sollten die höchste Begeisterung geschichtlicher Taten erklären.

Was die Hochsprache an Inkarnationskraft in dieser Theorie einbüßte, das gewann sich das »Denken«. Jede Entartung der Sprache diene dazu, dem Denken höhere Achtung zu gewinnen. Anstatt die Gesetze und Liturgien und Gedichte und Wissenschaften als bloße Weiterbildung der Urgrammatik zu erkennen, so daß heut für den Konjunktiv und Optativ »Literatur«, für Perfektum Institutionen, für Indikativ (»itur«) Wissenschaft steht, anstatt umgekehrt eine wirklich literarische und politische Schöpfung in jeder einfachen Verbform anzuerkennen, anstatt die hochsprachliche Titulatur und Beschwörungsformel in »Vater« und »Mutter« zu respektieren, anstatt so die Einheit alles geistigen und geschichtlichen Lebens wiederherzustellen, zersägte das Denken den Ast, auf dem es selber am Baum des Lebens sitzt, und erklärte sich als das a priori, das heißt, als von vornherein.

Denken ist a posteriori. Es kommt hinter dem Sprechen her. Ich bin einsam; also denke ich, um, wenn die Zeit kommt, etwas zu sagen zu haben. Denn ich sehne mich nach meinen Brüdern. Als Nietzsche sang: »Meine Seele, ein Saitenspiel, sang sich selber ihr Lied; hörte ihr jemand zu?«, da rief er mich, seinen künftigen Leser, an und erlöste das Denken. Mein Nach-Nietzsche-Denken ergibt sich. Es kapituliert vor Zeit und Geschichte. Ist die Schule Vorbereitung oder Selbstzweck? Wenn sie vorbereitet, dann hängt ihre Existenz von der rauhen Wirklichkeit ab, und die Wirklichkeit ist das a priori der gesamten Schulwelt. Ebenso ist das Denken Vorbereitung der Sprache und ist Nachdenken über das Gesprochene. Und nur die Eitelkeit der Schuldenker hat das Denken zum a priori ausgerufen. Dazu müssen die Schuldenker allerdings ge-

hörig unter sich sein, dort wo niemand widersprechen kann, weil alle Angst haben, durchs Examen zu fallen.

Nun gilt es aber zu scheiden zwischen den Universitäten und der akademischen Welt. Denn nur den Akademikern eignet der Kult der Gedanken und Ideen. Die Scholastik war ehrlich genug, sich scholastisch zu nennen; Schola, Schule, trug den Stempel der Abhängigkeit von der rauhen Wirklichkeit an der Stirn. Erst der Humanismus verkündete die Emanzipation der Schule. Er nannte sie gewöhnlich die Emanzipation des Fleisches oder die »Natur« der Sache. Die Akademiker wollten a priori denken. Und als die Gebildeten ihnen das glaubten, da brach diese von der Natur des Denkens beherrschte europäische Geisteswelt entseelt zusammen. Es kann aber eine vom Akademismus befreite Universität einmal wieder geben. Dazu ist nötig, daß die Fleischwerdung des Worts über das Begriffwerden des Gedankens erhöht wird.

In Goethes *Bedeutende Förderung durch ein einziges geistreiches Wort* hat der Leser den schönsten Beleg für die Wahrheit und Wirklichkeit solcher Zeitspannen im »Sprechen«. Da steht eigentlich alles schon drin. *Goethe kämpft gegen das »erkenne dich!« und für die Gegenseitsvorstellung*, den Kern unseres Lebens. Die Akademiker übersahen alle Gesetze der Namengebung, sogar in ihrer eigenen Geschichte. Es dauerte zweimal vier Generationen, bis die Universitätsstudenten den neuen Renaissance-namen »Academia« für ihre alma mater akzeptierten und im »Gaudeamus igitur« das »Vivat Academia« anstimmten. Es dauerte vier Generationen, bis es Paracelsisten, das heißt Naturforscher, auf deutschen Universitäten gab. Und es dauerte weitere 150 Jahre, bis aus den Paracelsisten »Naturwissenschaftler« geworden waren. Heute kriegen die Professoren im Namen der Wissenschaft ein Gehalt. »Im Namen der Wissenschaft«; da sind also Namen vielleicht doch gar nicht Schall und Rauch? Jeder Gelehrte will sich einen Namen machen. Wir haben Volt

und Ampère und Celsius aus bloßer Dankbarkeit in unsere Sprache genommen. Selbst die Geschichte der Naturwissenschaften ist liebevoller und sprachschöpferischer als die wahnwitzige Denktheorie.

Aber inzwischen ist etwas Entsetzliches passiert: Die Weltkriege. Den Zusammenbruch des Doppelraums und der doppelpoligen Zeit »verdanken« wir der Wissenschaft. Ihr verdanken wir jene Architektur, die am liebsten das Haus in der Landschaft und Natur aufgehen lassen würde, ihr das Aufbauen der Geschichte aus Akten und Tagebüchern statt aus der Bestimmung des Menschengeschlechts; ihr die Marxe und Spenglers, die Hegel und Kant, die -ismen, ihr das Ende der Gemeinschaften in Familie und Fabrik. Denn wenn das Denken nicht einfach als Selbstgespräch gilt, dann ist das, was ich über etwas denke, wichtiger als das, was ich zu jemand sage. So wollten es die Gelehrten. Und die Impotenz der Gelehrten gebar das Tier aus dem Abgrund. Hitler war die Antwort des nun allen Denkens enthobenen Volkes. Angebrüllt werden ist besser als objektiv ausgedacht werden. Denn das Böse, das aus dem Herzen kommt, hat Luther gesagt, ist immer noch lebenspendender als das Gute, das aus dem Kopfe stammt. Die gesprochene Lüge ist also immerhin noch *direkter* als die gedachte Wahrheit. Deshalb mußte die erste Schicht, die Gemeinschaft bildet, von allen sekundären Kräften wie dem Denken streng geschieden werden. Aber nun kommt das Überraschende:

Auch das Denken stiftet Gemeinschaft: die Denker gründen Schulen. Was in Deutschland sich als reines Denken ausgegeben hat, ist in Wahrheit allemal *Sprache der Schule*. In der Schaffung von Schulsprachen sind wir in Deutschland allen Menschen auf der weiten Welt überlegen gewesen. Die deutschen Wissenschaftssprachen haben sich die Welt untertan gemacht. Diese Jargons werden überall in den Schulen geschrieben von Yokohama bis Oslo. Es ist aber die Sprache dieses akademischen Denkens eine

Schreibe. Ihre Macht will sie über Leser ausüben. Diese Leser haben Ehrgeiz. Sie wollen einen Doktorgrad, eine Professur, einen Namen, einen Nobelpreis. Und sie kriegen das alles verheißen von dieser akademischen Welt des Denkens. Ein Franzose und ein Deutscher, Descartes und Kant, haben diese akademische Welt erschaffen in einer Art Dialog.

Beide haben die leibschaffende, unsere künftige Eigenart über uns ausrufende Kraft der Sprache geleugnet. Beide leben von der schrecklichen Trennung in Körper und Geist, in Physik und Metaphysik. Diese beiden Jungesellen haben den Liebesquell aller Sprache verhehlt. Und so ist die Welt ihnen in Geist und Körper auseinandergeborsten. Die Auferstehung des Fleisches kommt nur aus Namen der Liebe. In ihnen fährt der alte Adam aus seiner Haut und reißt die geliebte Seele, zu der er spricht, fort zu der nächsten Hochzeit der menschlichen Art. Das reine Denken ist eine Unart. Die symbolische Logik ist eine Verirrung. Gott gebe uns eine fröhliche Auferstehung auf dem Zeitenfloß, das uns sein Geist erichten läßt.

Meine geistige Existenz nach wie vor

Auch ich, lieber Leser, kann also zu dir nicht zeitlos *über* die Sprache reden, sondern wenn es lohnen und wahr sein soll, was du hier liesest, so muß wohl oder übel der Zeitpunkt gekommen sein, wo diese Wahrheit im dialogischen Leben in meiner empirischen Existenz zu diesem Text hier geführt hat. Die Bücher über Sprachen haben mich immer verwundert, weil die Verfasser sich nie genügend darüber verwundern, daß sie selber zu ihren Lesern über das Sprechen sprechen können. Ein ehrlicher Mann, Fritz Mauthner, hat allerdings über diese Frage »Kann ich denn reden?« drei Bände geschrieben. Aber niemand hat auf ihn gehört; und er selber widerlegte sich, indem er sich

so sehr wunderte, daß es ihm ganz unvorstellbar wurde, daß irgend jemand irgend jemandem irgend etwas mitteilen könne. Redend proklamierte er die Unverständlichkeit aller Rede. Und doch war *er* mir verständlicher als die Millionen, die gar nicht fragten, oder der die Sprache von oben herab betrachtende Philosoph. Ach, ich unterstehe dem Sprachzwang.

Ich muß dir etwas sagen. Ich soll dir etwas sagen. In dieser Niederschrift endet eine Wanderzeit, in der eben der existentielle Dialogismus zum Worte wurde, und nun, zum ersten Male, kann ich mich meines verpöndelten Wortes entledigen und etwas noch nicht Gesagtes sagen.

Vier Jahrzehnte, von 1902 bis 1942, hat mich das Wort »Sprache« zum Schemel seiner Neuausrufung gemacht. Als Namen haben wir es wieder ausrufen müssen, nachdem es ein bloßer Begriff geworden war.

Und so mußte sich ein Stück menschlichen Lebens wohl oder übel selber in der dramatischen Struktur der Schöpfungsgeschichte abspielen. In vier Jahrzehnten habe ich als Präjekt, Subjekt, Trajekt, Objekt den neuen Namen durchgetragen. Ich bin ein Beleg für die Richtigkeit dieser Gefällstufen. Wenn man gewöhnlich in Anmerkungen andere Bücher zitiert findet, so möge man mir nicht verwehren, eine andere Form des Beweises anzutreten. Auch ein Leben kann ein Beleg sein; und für gewisse Wahrheiten ist es vermutlich der einzige Beleg. Dann nämlich, wenn man die Erschütterung durch ein den einzelnen trefendes, aber die Gattung meinendes Erlebnis studieren will, kann man nur den »Fall« studieren, auf dessen Quadrigena-Platte sich das Erlebnis eingepreßt und in dessen Hirn es sich abgeklärt hat.

So ist dies nicht meine eigene Lebensgeschichte, sondern es ist die Geschichte einer von mir geglaubten, alsdann anderen mitgeteilten, von uns gemeinsam festgestellten und schließlich von der Welt angeeigneten Wahrheit. Er-

eignis wird Eigenschaft, Eigenschaft wird Eigentum. Eigentum wird enteignet, damit es allen eigne.

Die vier Akte füllen im großen und ganzen ein jedes ein Jahrzehnt, so daß sich die Epochen 1902–1912, 1912–1923, 1923–1933, 1933–1943 ohne Zwang abheben. Sie sind übrigens nicht pedantisch gemeint. In jedem dieser Jahrzehnte war nur je eine grammatische Haltung *ersprießlich*. Also von 1912 bis 1923 war es ersprießlich, weil wir im zweiten Akte standen, mitzuteilen. Das schloß nicht aus, daß wir in unserer Ungeduld auch Institutionen zu gründen suchten und daß wir in die Haltung der wartenden, harrenden Seele zurückglitten. Aber dennoch ist es richtig, diesem zweiten Jahrzehnt den ausgesprochenen Namen des subjektiv mitteilbaren der berufenen »Iche« zuzusprechen. Von 1933–1942, umgekehrt, hat es an Mitteilungen, Institutionellem, präjektivem Glauben nicht gemangelt. Aber der Natursturm der »Muspilli« und des zweiten Weltkrieges, diese Windsbraut, war doch das entscheidende und gebietende Element. In ihm wurde ich mit meinem Erlebnis radikal objektiviert.

So wird also der Leser die vier Akte des Dramas nicht als ein von mir erfundenes Gerüst ansehen, sondern er mag wissen, daß mir die besondere Tönung jedes Jahrzehntes sehr gegen meinen Wunsch abgedrungen worden ist. Weil es wider Willen geschah, ist es ein Beleg nicht für meinen Willen, sondern für einen Ablauf. Ein Gesetz läßt sich belegen. Eine Frage läßt sich beantworten. *Unter welchen Bedingungen trägt eine seelische Erschütterung Frucht?* Sie trägt nur Frucht, wenn ihr Träger als Dich, Ich, Wir, Er durchkonjugiert wird.

Die Erschütterung einer Leidenschaft, die uns mit ganzem Herzen, ganzem Vermögen und ganzer Seele ergreift, scheidet den einzelnen in begeisterter Zuchtwahl aus. Eine natürliche Zuchtwahl ist ein Widerspruch in sich selbst. Der Horden-, Sippen- und Umweltmensch wird zum einzelnen durch begeisternde Zuchtwahl, wenn er seinen

Namen so hört, daß er zum Dich wird und in die Höhe fährt.

Dieselbe Erschütterung schwingt weiter und reicht in diese ausgesonderte Seele so tief ein, bis diese selber zu schwingen anfängt. Im Widerhall beginne »ich« nun zu sprechen.

Der mir widerfahrene Anruf und die von mir ausgehende Antwort rufen einen dritten Kreis von Wellen hervor, der sich in den wiederkehrenden Regeln einer dauernden Einrichtung festlegt.

Und diese aus dem Geschehen festgelegte Geschichte sucht sich am Ende ihres Trägers zu entledigen und ohne ihn weiterzugehen.

Es ist die These des nun folgenden »Beleges«, daß mit mir eben diese Grammatik durchexerziert worden ist.

Ich erzähle also nicht mein Leben¹, denn nicht mein ganzes Leben liegt auf dem Totenacker der Natur, sondern meine Liebesgeschichte mit der deutschen Sprache als Muttersprache, als Brautsprache, als Ehe- und Arbeitssprache liegt hinter mir.

Seit 1902 hat mein bewußtes Leben unter dem Kennwort »Sprache« gestanden. Ich war in meinem fünfzehnten Jahre und wünschte mir Kluges *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Ich selber erstand Jakob Grimms *Deutsche Grammatik* von 1819 und seine *Rechts-*

¹ Wer davon Bruchstücke wissen will, findet Autobiographisches in der *Hochzeit des Krieges und der Revolution*, 1920, Patmosverlag. Briefwechsel über Christentum und Judentum mit Franz Rosenzweig in dessen Band *Briefe* 1935. Einleitung zur englischen Ausgabe der *Christian Future*, London 1920, von J. H. Oldham, *Rückblick auf die Kreatur*, in Chicagoer Neue Beiträge 1947. Ferner seien erwähnt: *Die rückwärts gelebte Zeit* im dritten Band der *Kreatur* und die Aufsätze von Altmann und Dorothy Emmet in *The Journal of Religion*, Chicago 1944 und 1945, und die Bibliographie in *The Driving Power of Western Civilisation*, Boston 1949. Nunmehr sind meine zwei Bände der »Sprache des Menschengeschlechts« 1963–1965 von Lambert Schneider verlegt worden.

altertümer, in denen ja das Wort eine gewaltige Rolle spielt. Hamanns Wort befiel mich damals: »Sprache ist der Knochen, an dem ich ewig nagen werde.« Zu den üblichen Gymnasiastensprachen gesellte sich Ägyptisch, und ich begeisterte mich für den genialen Heinrich Brugsch. Die Lektüre von *Sartor Resartus* von Carlyle, dies Hohelied des Sprechens, von Bengel, von Chesterton unterlegte die Exzesse der reinen Sprachwissenschaft und Philologie (ich verfaßte ja Wörterbücher und übersetzte aus allen Sprachen) mit dem Hamannschen Weissagungston; doch wußte es natürlich das Kind nicht anders, als daß für »die Sprache« die Philologen zuständig seien. Und so entstand eine Spannung zwischen dem, wonach ich mich sehnte, und dem, was allein der Ausdruck dieses Sehnsens in anerkannter Weltform schien: Ich wollte die Organisation der Menschheit auf Grund der Sprache enträtseln, und komischerweise studierte ich alles Philologische mit einem zelotischen Fanatismus und einer Ehrfurcht, als sei diese Art Sprachwissenschaft der Weg ins Heiligtum. Der tiefste Respekt für die deutsche Universität war mir selbstverständlich. So las ich jeden Schnitzel eines anerkannten Philologen von Scaliger bis zu Ludwig Traube mit Andacht. Zum Glück für mich verliebte ich mich aber auch zum ersten Male in dem gleichen Jahre 1902 und begann Gedichte zu machen. Durch viele Jahre trug ich nun immer das Reclamhäfchen mit den Hölderlinschen Werken bei mir. Und Nietzsche, Goethe, Homer, Schiller, Lessing, Pindar, am Ende des Jahrzehntes aber Chesterton, bauten ein echteres Reich der Sprache neben dem philologischen der Böckh, Niebuhr, Grimm, Bopp, Erman, Brugmann auf.

Das Studium der klassischen Philologie unter ihren Meistern Otto Schroeder, Eduard Meyer, Wilamowitz-Moellendorf, Johannes Vahlen, Hermann Diels und das »wider meines Herzens Drang« abgeleistete juristische Studium suchten nach einem Kompromiß. Ich träumte eine Zeit-

lang, ein zweiter Ludwig Traube zu werden und die neue abendländische Philologie für das Mittelalter mitzubegründen. Mein Hauptbeitrag dazu wurde mit großem Pathos, auf lateinisch, dem »Fürsten der Philologie«, Johannes Vahlen, 1912 gewidmet. Ich konnte gerade noch zu seiner Beerdigung gehen, als das Buch fertig vorlag. Es mag hier gleich gesagt sein, daß ich mit fast allen meinen deutschen Buchwidmungen ähnliches Pech gehabt habe. Und jedenfalls im Falle Vahlen war es, ohne daß ich es ahnte, ein geistiger Abschied, den ich mit der Widmung von ihm nahm.

Die absolute Verehrung der Philologie hatte mich besessen, und in der Widmung, glaube ich, begann die Entzaubung. In dem gewidmeten Bande, in welchem ich einen Querschnitt durch die Literatur einer Generation des Mittelalters legte, stand nämlich ein Satz, der mich der herrschenden vorjohanneischen Betrachtung der Sprache entriß: »Die Sprache ist weiser als der, der sie spricht.« Dieser Satz mag nicht revolutionär klingen. In ihm aber steckt der Keim alles seitdem Ausgesprochenen, und daß dem so sei, das war mir damals gewiß. Auch reagierte die »Wissenschaft« entsprechend. Die Juristenfakultät, der die Schrift zur Habilitation eingereicht wurde, legte mir auf, das ketzerische Kapitel, in dem dieser Satz stand, wegzulassen. Ich tat das natürlich nur in den der Fakultät geschuldeten zwanzig Belegstücken. Und so steht dieser Satz denn am Beginn meiner offenen, am Ende meiner privaten Existenz mit der »Sprache«. Ich hatte die Katze aus dem Sack gelassen.

Ich muß wohl den Entrüstung erregenden Satz vollständig hierhersetzen: »... die lebendige Volkssprache überwältigt allemal das Denken des einzelnen Menschen, der sie zu meistern wähnt; sie ist weiser als der Denker, der selbst zu denken meint, wo er doch nur »spricht« und damit der Autorität des Sprachstoffs gläubig vertraut; sie leitet seine Begriffe unbewußt zu einer unbekanntem Zu-

kunft vorwärts« (*Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II.*, 1912, S. 144).

Damit wurden die Gedanken des sogenannten Denkers eingespannt zwischen ihrer Herkunft aus der Autorität des Sprachstoffs und ihrer Bestimmung für eine ausdrückliche Zukunft. Als eine Gefällstufe im Sprachstrom durch die Zeiten ist das Denken in Begriffen eine Verstärkung der Sprache, wie wir Kraft aus dem Wasserfall gewinnen. Damit waren der Idealismus der Metaphysiker und der Materialismus beide erledigt, denn das Denken selber wurde hier zum Materiale der Schöpfung erhoben, weil es in Sprache zurückgeglüht wurde. Denken ist ein Aggregatzustand der Sprache, ähnlich wie Wasser als Dampf oder Eis sich findet. Und im selben Augenblick wandelte sich der Charakter der Sprache selber aus einer bloßen Mitteilung von Gedanken zu einem Aufruf zum Denken und zu vielen anderen Taten. Wir sprechen, erkannte ich, um uns und andere fortzureißen in Ordnungen. Statt bloßer Werte, die Dinge bezeichnen, bestände dann also die Sprache aus Namen, die uns etwas zu vollziehen heißen? Eben dies war eine weitere Entdeckung jener Schrift: »Der Eigenname wirkt als Imperativ« (*Ostfalens Rechtsliteratur* S. 113). Rückschauend kann ich sehen, daß ich in jenem Augenblick von der Philologie in ein neues wissenschaftliches Feld hinübertrat, nämlich in eine Lehre von den Namen statt von den Worten. Der vorliegende Text ist ein Abkomme jener damals zur Bestimmung eines einzelnen wirklichen mittelalterlichen Schriftstellers gemachten Entdeckung, daß Namen aller Grammatik vorausgehen, genau wie die Imperativformen noch unflektiert sind; wir ernennen uns gegenseitig. Namen sind gegenseitige Anrufungen zur Ordnung des Gemeinschaftslebens. Das Schmieden dieses ersten Mauerhakens, mit dem ich der akademischen Welt entsteigen sollte, hatte mich also ein Jahrzehnt gekostet.

Natürlich wurde mir dies »unwissenschaftliche« Argument

vom Namen als Imperativ nicht abgenommen. Und ich trug es ja auch in die falsche Schmiede eines Spezialfeldes, auf dem solche Menschheitsfragen nicht erörtert werden konnten. Diese Komik hat sich ungezählte Male wiederholt, denn unsere neue Grundlehre vom Sprechen liegt eben zwischen all den Feldern der bestehenden Wissenschaften genau in der Mitte und muß daher von einem jeden Felde her verzerrt gesehen werden.

Von diesem Jahrzehnt ist im Rückblick von 1912 her auf 1902 hin ein Doppeltes anzumerken. Alle Tinkturen und Essenzen der Philologie hatte ich mischen gelernt. Ich hatte Arbeiten über niedere und höhere Textkritik geliefert, Urkunden diplomatisch untersucht, Handschriften kopiert und ediert, stilistische Untersuchungen und Archivforschungen betrieben. Ich hatte Wörterbücher und Grammatiken entworfen, liturgische Kalenderforschungen veröffentlicht und die Glaubwürdigkeit von B. G. Niebuhrs Lebensnachrichten in ein neues Licht gerückt. Bauten und Denkmäler hatte ich ikonographisch untersucht und dabei stets die gesamte klassische Philologie und indogermanische Sprachwissenschaft sowie das Ägyptische mir zur linken Hand angetraut gefühlt. Das heißt, ich habe seitdem die Vorgänge und Vor- wie Rückschritte in diesen Wissenszweigen gewissenhaft laufend verfolgt; ohne irgendeine offizielle Beziehung blieben sie meine Heimat. Dem Humanismus und Klassizismus in seinem Studium der Antike von 1450 bis auf unsere Tage in allen seinen Blüten blieb ich auf der Spur. Denn August Böckhs herrliches Wort von der Philologie gab ich nicht preis. »Erkennen des Erkannten« nannte er sein Tun. Wir haben nur dazu gelernt, daß es nicht angeht wiederzuerkennen, ohne anzuerkennen und abzuerkennen.

Damit war mein ehrfürchtiger Respekt vor der deutschen Universität an eine Klippe gestoßen. Man muß also ab-erkannt und anerkannt worden sein, bevor man auch nur erkennen kann! Die Nominative der Erkenntnis ruhen auf

den Vokativen der Anerkennung. Es war ein Glück für mich, daß der Held meiner Valediktionsarbeit von 1904 bis 1906, P. Clodius Pulcher, ein solches Scheusal war, daß mir schon damals beim Schreiben aufging, es sei denn doch in der Geschichte ohne Auslese nicht auszukommen. Die um jene Zeit umgehende blinde »Renaissance«-Begeisterung rühmte ja Cesare Borgia und alle die anderen Hitler jener Zeit. Mein Schufferle Clodius – seine Schwester machte meinen geliebten Catull unglücklich – nahm es an Spitzbüberei mit jedem Renaissancehelden auf. Daher war ich imstande, die Verbindungsfäden zu ziehen und den Gobineau-Geymüllerschen Kult von »uns Bürgern der Renaissance«¹ auf Grund meiner klassischen Philologie abzuschütteln.

Damit schüttelte ich die zentralste Zeitmode ab, ohne es zu wissen. Ich bin durch jenen Schritt ein für allemal gegen die Dunstkreise Stefan Georges, Spenglers, Marxens, Nietzsches immunisiert worden. Die Gleichsetzung des Verbrechers und des Übermenschen hat mich seitdem nie wieder versucht. Die Abschüttelung, die Entlobung sozusagen von meiner blinden Stoffhuberei und Materialverehrung geschah am Ende des Clodius mit einem Satz, von dem mein guter Vater mir dringend abriet: »In einem schäumenden Hexenkessel wallt eine schillernde Blase auf und zerplatzt.« Wahrscheinlich verstößt dieser Satz gegen den Geschmack einer Biographie. Aber es ist ein klarer Beleg für eine der Grundlagen allen Sprechens: Die Metapher kommt als die erste Sprechweise in uns hinein; sie ist nichts Zweites. Nur in diesem Bild konnte ich mich von der Liebe zu meinem Helden befreien; er mußte zur Natur werden. Ja, es mußte »die Blase« heißen, damit ich sicher war, ich könne fortan in der Geschichte gut und böse unterscheiden. Lache, wer mag. Der Satz rettete meine

¹ Ein Wort des guten Geymüller, der aber trotzdem für Jakob Burckhardts Seelenheil innig gebetet hat.

Seele. Dafür macht man sich gerne lächerlich. Und es ist mir seitdem immer wieder ähnlich ergangen.

Die formale Entlobung vom Gewaltkultus aller Art fand dann in einem Vortrag statt, den ich vor meinen Saufbrüdern hielt. Sie hießen mich sowieso mit großer Verachtung »Plato«, und ich machte durch jenen Vortrag das Maß voll. Ich ging der Versuchung der Vorstellung »Renaissance« nach, dann der der Wiedergeburt. Und entdeckte da den Unterschied zwischen Luther und Macchiavelli, Paulus und Erasmus, der ja ewig gilt. Wir müssen in der Vorzeit nach Mächten der Wiedergeburt Ausschau halten, unsere Seele muß zu ihrer uranfänglichen Ursprünglichkeit, wie das der erste Korintherbrief sagt, zurückgeboren werden. Hingegen ist die humanistische »Renaissance« der Herren Michelet, Burckhardt, Gobineau eine gelehrte Mythologie, mit deren Hilfe die christliche Reformation Luthers und Calvins ausgeklammert werden sollte. So habe ich es 1906 gesehen. Jetzt hat es Julien Pebyre noch schärfer als »Erfindung« erklärt.¹

Die Homosexualität, der ewige Krieg, die Sklaverei, die Fleischschau des ach so wenig edlen Plato sind keine Themen einer Wiedergeburt. Sie führen zum Wiederverfall von Assur und Ninive. Die dürfen nicht wiederkehren! Wir bleiben also für das, was wiederkommen darf, Gott verantwortlich.

Diese Erfahrungen gingen sehr tief, weil sie mir an einem selber gewählten Stoff passierten. Ich bin an ihnen aus meiner Universitätsabgötterei erwacht. Als ich nach Heidelberg kam, mit 19 Jahren, gab ich mich nicht mehr den Professoren so hin wie bisher. In Heidelberg lehrten Windelband, Karl Hampe und Alfred Weber, und Max Webers Einfluß war allenthalben zu spüren. Die Sprach-

¹ »Comment Michelet inventa la Renaissance«, in Studi in onore di Luigi Luzzatto, Milan 1950. Ebenfalls ausführlich in meinem »Out of Revolution«, New York 1938, P. 199 ff, Neudruck 1964.

leugnung dieser und aller anderen Professoren, mit der einzigen Ausnahme des über achtzigjährigen Immanuel Bekker, stieß mich leidenschaftlich ab. Zu der Philosophie, der Geschichte und der Ökonomie oder Soziologie fühlte ich mich im schärfsten unversöhnlichen Gegensatz. Ich habe zwei Doktorgrade von Heidelberg erworben, in Jurisprudenz und in Geschichte, mit vierzehn Jahren Zwischenraum; ich sollte wohl zweimal die Probe aufs Exempel machen, denn meine maßlose Liebe für die Hochschule wäre sonst nicht umzubringen gewesen. Doch immer bin ich ein Außenseiter dieser Heidelberger Denkwelt geblieben, die so naiv selig vom Denken des einzelnen Menschen anhub und in das Denken des Individuums sich bis zum bitteren Ende verlief. Ich erfuhr natürlich die damit im notwendigen Zusammenhang stehende unmenschlich-sprachlose Behandlung. Meine Dissertation wurde für die beste erklärt, welche die juristische Fakultät seit Jahrzehnten gesehen, und sie betraf das unmittelbare Gebiet dreier Heidelberger Gelehrter. Aber doch habe ich mit keinem der Ordinarien je ein vernünftiges Wort gewechselt, wieder Bekker, der längst emeritiert war, ausgenommen.

Diesem sprachlichen Historismus, der Jesus einem charismatischen Typus und die preußischen Beamten einen Apparat nannte, war und blieb ich unzugänglich, gerade weil ich die Tonnenlasten von Akribie und Einzelwissen, die er aufhalste, weit reichlicher schleppte als der unbeteiligte Brotstudent. Immer stärker wuchsen der Name des Christentums und der Name des dreieinigen Gottes über mir auf. In meiner unbeschreiblichen Isolierung und Einsamkeit suchte ich Hansjakob, den katholischen Riesen in Freiburg, und den Franziskaner Franz auf dem Donarsberg bei Geismar, auf. Das waren flüchtige, aber eindringliche Begegnungen, in denen der Satz, daß das Wort Fleisch geworden sei, Nachdruck gewann. Prediger hatte ich seit der Sekunda werden wollen, und nur die praktisch viel stärkere Leidenschaft des sprachlich-historischen

Trieb hatte diesen Wunsch als bloßen Wunsch hinter sich gelassen. Aber ich muß diese Begegnungen trotzdem erwähnen, weil sie jedesmal einen abgesonderten Raum, eine Welt für sich eröffneten. Sprechen erstrebt gar nichts anderes erst einmal, als einzuräumen und abzustecken, was in Zeit und Raum fortan zusammenhängen soll. Der Kirchenraum als ein Raum für sich, als der notwendige Raum für sich, das war eine notwendige Erfahrung in einer Epoche, die naiv an eine »christliche Welt« glaubte.

Die zweite Erfahrung einer abgesonderten Welt für sich und einer künstlichen Zeit, nämlich des Dienstes immer gleichgestellter Uhr, erwies sich auf lange Sicht gesehen als noch wichtiger. Ich bin sechs Jahre Soldat gewesen. Der Sauherdenton des Kommiß hat mich beschädigt. Aber ich habe hier die Akte Befehl und Gehorsam tief in mich aufgenommen. Von Natur möchte ich gehorchen und befehlen und sicher beides gleich stark. Erst als Soldat aber kann man ganz begreifen, weshalb das ein und das selbe ist.

Wenn man sich aus diesen Grundverhältnissen von Gehorsam und Befehl herauslöst, wie die Heidelberger Ästheten und Intellektuellen und die ganze akademische Welt überall, dann verliert die Sprache ihren Sinn. Sie wird zum Mittel des Denkens. Deshalb schuf die Erfahrung beim Heer 1910 bis 1912 (ich schloß beide Übungen an das Dienstjahr an) in mir die Überzeugungskraft, ein Element des Dienstes dem Denken zurückzuerobern. 1911/12 warf ich den Heidelbergern, die sich über russische Revolutionäre und englische Settlements zuschauerhaft unterhielten, die freiwilligen Arbeitslager als deutsche Lösung entgegen. Denn bei uns gelte es, das Denken und das Wort zu erlösen, nicht wie in England gemeinsam Tee zu trinken.

Ich entwarf eine Denkschrift *Landfrieden*. Sie ist das Programm zu dem *Kampf um die Erwachsenenbildung* (Leipzig 1929) geworden. Sie hat im dritten Jahrzehnt

(1923/33) zu der trajektiven Form, zur festen Institution der Arbeitslager, geführt, wie sie dann von der Welt nachgeahmt oder verhunzt worden sind. Im »Dienst auf dem Planeten« habe ich 1965 davon erzählen dürfen.

Das letzte abschließende Ereignis des präjektiven Jahrzehnts war die Inspiration meines »Professorenbuchs«, *Königshaus und Stämme in Deutschland von 1014 bis 1250*, das ich 1914 nach dem Wort eines Freundes »wie ein Vulkan ausspie«. Auf seine Thesen hat sich in den folgenden Jahrzehnten die gesamte Forschung zubewegt. Für mich war es die erste Entdeckung des Konflikts zwischen Stämmen und Imperien¹, die ich damals an der Stelle entdeckte, wo unsere christlich-klassische Überlieferung sie fast völlig überklebt hatte: im deutschen Mittelalter. Stämme und Reiche schaffen verschiedene Raum- und Zeitgesetze; sie denken in anderen Spannen und zielen auf andere Spannen. Das Motiv des Werkes muß ich hierher setzen. Es ist das Wort des Sokrates an Kriton im Gefängnis vor der Hinrichtung. Da ich es naiv griechisch druckte, wird es kaum jemand enträtselt haben: »Gesetz und Recht und Gerechtigkeit, das sind Worte, die so laut in meinem Innern dröhnen und widerhallen, daß ich vor ihrem Klang nichts anderes vernehmen kann.« Und ich setzte dazu Goethes Vers: »Wie das Wort so wichtig dort war, weil es ein gesprochen Wort war.«

Diese beiden Motti vor einem juristischen Buch werden dem Leser besser als meine Behauptung beweisen, daß »Sprache«, Hören und Sprechen, mein A und O war. Meine akademische Laufbahn war damit auf ihrem inneren Höhepunkt angelangt. Ich hatte ein geniales Buch geschrieben. Meine äußere Karriere hat das nur im Zickzack gespiegelt. Ich bin auf dies Buch hin erst 1923 auf

¹ Dazu nunmehr: Die Vollzahl der Zeiten, 1958, und Band II des Sprachwerkes 1964. 1965 hat man »Königshaus und Stämme« neu aufgelegt.

einen Lehrstuhl berufen worden, nachdem ich von 1913 bis 1923 der Universität fast ganz fern blieb. Innerlich aber endete meine akademische Laufbahn 1913/14 mit jenem Wälzer. Ich lernte nun, daß »genial« zu sein, das geringste ist. Mich riefen der Krieg, die Liebe und das Opfer.

In den nächsten zehn Jahren ging es um etwas anderes als um Lernen und Lehren. Nachdem ich doch Sprechen, Hören, Vernehmen entdeckt, ging es eben darum im Leben. Liebe, Freundschaft, Krieg und Revolution beriefen mich in neue Räume und Zeiten, Räume veränderter Weite, Zeiten gewandelten Zusammenhangs.

Ehe und Bruderschaft; nicht umsonst habe ich von ihnen in einer *Hochzeit des Krieges und der Revolution* betitelten Schrift 1920 Zeugnis abgelegt. Ein wichtiger Aspekt des Jahrzehnts waren unsere existentiellen Beziehungen zu Franz Rosenzweig. Da von ihnen öffentlich die Rede gewesen ist und noch ist, so will ich nun erst ein Wort von dieser Beziehung sagen, ehe ich zu dem eigenen Gang durch dies Jahrzehnt zurücklenke.

Franz Rosenzweig, in dessen Elternhaus ich als Einjährig-Freiwilliger viel verkehrt hatte und der ein paar Jahre älter war als ich, studierte bei mir in Leipzig Rechtsgeschichte.

Er stieß bei mir auf die eine felsenharte Tatsache, die er bis dahin den deutschen Professoren nicht geglaubt hatte, daß ich den menschlichen Geist für genau so ein bloßes Geschöpf hielt wie unsere Leiber. Er hielt alle sogenannten Christen für bloße Griechen und las das Wort des Neuen Testaments »Gott ist Geist« mit wahren Abscheu, weil er sah, wie die Akademiker aus diesem Satz die Platonische Ketzerei: Mein Geist ist Gott, unser Geist ist Gott, unsere Ideale sind Gott, usw. usw. gemacht hatten.

Wenn es aber auch nur einen deutschen Universitätslehrer gab, der das Beten für ebenso unmittelbar, nein, für viel

unmittelbarer und wahrer ansah als das bißchen Kathederdenken, der einem Geheiß mehr Kraft und Sinn zuschrieb als einem Begriff, dann gab es also in der Tat einen Sieg über das Griechentum mit dem Kommen Christi. Dann gab es also nicht nur Christentum als Kampf gegen das Judentum, sondern auch gegen die akademisch-platonische Welt bloßen Denkens. Dann mußte es aber für ihn, den Juden Rosenzweig, und mich, den Christen, eine gemeinsame Sprache geben und womöglich eine gemeinsame Geschichte.

Dies warf ihn in ein neues Amt, das erst künftig Juden und Deutschen ganz aufgehen wird. Er hielt seinen *Stern der Erlösung*, der ihn berühmt gemacht, immer für eine Erscheinung der *deutschen* Geschichte; und es ließ ihn eine neue gemeinsame Ordnung seiner und meiner Rede von mir annehmen, die neue Grammatik der Seelen, die zwar Verschiedenes zu sagen haben, aber deren Duette und Trios und Quartette und Symphonien erst den ganzen Gehalt der Wahrheit zusammen konzertieren. Jeder muß anders reden, zusammen erst gibt es Sinn: in der Musik weiß das jeder. Wir lernten es im Leben.

Franz Rosenzweig empfing von mir, wie er nicht müde geworden ist, sein ganzes Leben lang zu versichern, die Lehre vom Dich, das dem Ich vorhergeht. Er fügte sich aber nicht meinem eigenen Weg in die cruziverte Wirklichkeit; er trat mit seinem *Stern der Erlösung* in das Herz der Offenbarung und begründete eine dialektisch und in existentieller Antwort meine eigenen Sprachlehre erwidernde Lehre von der Sprache und ihrer Geschichte unter den Menschen. Es ist dieses Buch inzwischen ebenso berühmt geworden, wie es wenig gelesen wird. Es ist ein glühend subjektives, nur als Antwort auf mein Wort verständliches Bekenntnis. Es gibt also seit den Jahren 1913 bis 1923, die wir gemeinsam verbracht haben, eine doppelte Lehre von der Sprache; die eine ist die von mir vorgelegte und die andere ist die von Rosenzweig dialek-

tisch dazugesetzte. Alle künftige Lehre wird aber entweder christlich oder jüdisch oder heidnisch sich äußern. Die Sprache ist trinitär.

Die meine geht aus vom Kreuz der Wirklichkeit in der erlebten Zeit. Rosenzweig aber wurzelt in der Ewigkeit, wo Mensch, Gott, Welt auf ewig gleichen Bahnen erscheinen.

Es gibt noch eine dritte Lehre von der menschlichen Existenz und dem Sprechen. Sie wird vor allem von Martin Buber vertreten. Bei ihm steht das Ich dem Du voraus. Das zeigt sich schon im Titel seines *Ich und Du*. Und ebenso im Motto: »So habe ich endlich erharret aus allen Elementen deine Gegenwart.« Und so steht er als Idealist den Existentialisten wie Heidegger und Sartre, obwohl diese von der Sprache nichts wissen, am nächsten.¹

Es ist auch Bubers »eleusinisch-griechische« Sprachhaltung notwendig. Es wird fortan jeder Mensch mit dem christlichen Kreuz, mit der israelitischen Ewigkeit und dem gnostischen Genius vor dem Logos der Zeit sich zu rechtfertigen suchen. Und es ist recht und billig, daß die Eleusinier den »Griechen« unter uns, der akademischen Welt, am meisten zusagen. Zeit und Sprache gehen uns eben in dreifacher Weise auf, und das Jahrzehnt von 1913 bis 1923 war eben das Jahrzehnt dieses Aufganges. Alle drei Redeweisen werden fortan gepflegt werden müssen. So wie es immer den Geistlichen, den Geistigen und den barmherzigen Samariter gibt, als drei, die begeistert sind und doch in ganz verschiedener Weise, so wie es Priester, Professoren und Künstler geben muß, so muß es ewig und immer Moriah, Patmos, Eleusis geben, und Rosenzweig und ich, zusammen mit unseren Freunden vom Patmoskreis, sahen daher 1919 die Gründung dreier Verlage vor, die diese drei Namen tragen sollten. Es ist dann nur zum

¹ Vgl. hierzu »Dich und Mich. Lehre oder Mode?« (Das Geheimnis der Universität, 1958, S. 149 ff.).

Patmosverlag gekommen. Das Haus Schocken war einen Augenblick der Moriah-Verlag. Und die Kreaturgruppe nahm wohl Eleusis vorweg.

Das Wichtige ist dies: Für die Lehren von der Sprache und von der Zeit gibt es kein System im alten Sinne, gibt es keine alleinseligmachende Wahrheit. Trotzdem ist es notwendig, von ihnen beiden die Wahrheit zu sagen. Man kann das aber nur in der bestimmten Sprache, die dem Alpha, dem Omega oder der Mitte des Zeitstromes entspringt. Der französische Existentialist ist bloß Alpha, bloß ewiger Anfang seiner Zukunft. Das ist Eleusis, das ewige Kommen. »L'homme est un être projeté dans l'avenir« (Sartre). Die entgegengesetzte Sprache tönt vom Ende, aus der Ewigkeit eines Volkes von Priestern, des wahren Israel, welches eifersüchtig die Einheit aller Zeiten in Gott bewacht. Moriah, wo Abraham seinen Gott an seine Kinder und Kindeskinde abtrat, als Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, symbolisiert jedes einzigen betenden Menschen Ewigkeitserfahrung. Patmos verkörpert den Mittelpunkt des Heute, an dem ein Stück ewigen Lebens in die Zeiten einbricht, als das die Zeiten und Räume neu einrichtende Kreuz der sich wandelnden Zeiten und der verwandelten Räume. In einem Gedicht »Die Tageszeiten des Glaubens« und in einem Essay »Die Jüdischen Antisemiten« (im »Geheimnis der Universität« S. 44 ff.) habe ich die künftigen Weltformen von Jude – Grieche – Christ beschrieben.

In höchster Subjektivität haben wir damals uns über diese zentralste Grundlage aller menschlichen Orientierung und Erleuchtung ausgesprochen. Offenbarung ist Orientierung, sagte ich Rosenzweig.¹ Daraus floß, daß du sprichst, weil dir Begeisterung neue Zeiten und Räume anbefiehlt.

Man nehme ein beliebiges Beispiel. »Europa ist« oder »Europa war« sind zwei Sätze, zwischen denen ein Ab-

¹ Briefe 1935, S. 676 ff.

grund klafft. Wer »Europa ist« sagt, muß für Europa eintreten. Wer »Europa war« sagt, muß in eine neue Länderordnung das alte Europa hinüberretten. Die beiden Sätze sind also nicht Aussagesätze, sondern sind selber Schritte nach entgegengesetzter Richtung. Wir stellen Zeit und Raum her. Zeiten und Räume entstehen erst, indem wir sprechen. Aber sie entstehen unweigerlich. Damit ich diese neue Verantwortung jedes Wortführers, ob schreibend oder denkend, ertragen konnte, mußte ich in meinem Innern für ein ganz neues Koordinatensystem der Geschichte und der Geographie Platz schaffen.

Die Jahre an der Front 1914 bis 1917 schenken mir diese Durchrüttlung, wie ich mit zwei einfachen Beispielen belegen möchte: 1915, vom Bewegungskrieg aufwachend, entwarf ich die Reden einer imaginären »Ritterschaft St. Georgs«, in denen bereits das Kreuz der Wirklichkeit die Form bestimmte. Die Adresse aber und die Unterredner waren – die Kriegsteilnehmer aller Länder. »Frontsoldaten aller Länder, vereinigt euch«, könnte ich es heut banal nennen.² Das Manuskript riß mich also in den tragenden Zukunftsraum, in dem wir – nach dem zweiten Weltkrieg weiß es jeder – eben kraft der Weltkriege – weilen.

1917 ging mir – immer im Felde – die Korrespondenz der europäischen Großmächte in ihren Revolutionen auf. Hier eroberte ich die Zeiteinheit zurück, Jahrtausend um Jahrtausend, welche der Protestantismus und die Aufklärung zerstört haben. Der Bruch des Geschichtsbildes durch die Renaissance und die Reformation war damit geheilt. Houston Stewart Chamberlain und Spengler, aber vor allem Rudolf Sohm, haben darum auch gerungen. Durch die wirkliche Sprache der Revolution konnte ich mich überzeugen, daß von Gregor VII. bis zu Lenin immer weitergesprochen worden ist. Wenn aber das letzte Jahr-

² Die Sprache des Menschengeschlechts II, 1964, S. 15 ff.

tausend engmaschig liegt und von 1100 bis 1917 in atemberaubender Spannung abläuft, dann fallen Griechen- und Römertum aus der Renaissance in ihre eigene vorchristliche Zeit zurück. Die moderne Naturwissenschaft kann dann als Frucht der christlichen Ära erkannt werden statt als ein Geschenk der Hellenen.

Ich konzepte die Revolutionssymphonie am 1. Februar 1917 als genauer Zeitgenosse der russischen Revolution. Deshalb hat mir ein bolschewistischer Russe 1948 aus Rußland bestätigt, daß jedes Wort des Buches (es erschien 1931) noch heute und erst heute wahr ist. Spengler empfing sein Buch 1911. Unsere sechs Jahre Differenz sind in Wahrheit 120 Jahre auseinander.

Aber an diesem Punkt traf das Schreiben und Sprechen und Korrespondieren über die nächste Weltzeit und den nächsten Weltraum auch auf die irdische Existenz dessen, der alle diese schönen Blüenträume aus seinem verliebten Herzen und leidenden Gewissen und erregten Geist und eifrigen Händen aufsteigen ließ.

Fünf Jahre, nachdem ich angefangen hatte, mich zunächst einem einzigen Gegenspieler, Franz Rosenzweig, anzuvertrauen – er datierte sein neues Leben von diesem Gespräch, das er als Student in Leipzig 1913 mit mir führte –, drei Jahre nach dem »Kriegsteilnehmer aller Länder, vereinigt euch«, ein Jahr nach der Konzeption der *Europäischen Revolutionen* –, war ich ja immer noch Privatdozent einer deutschen Universität und Reserveoffizier im Felde und Sachverständiger für Staatslehre. Ging mich also alles dies, was ich da sprach und behauptete, gar nichts an?

Zunächst boten mir die drei Hallen der Vorkriegszeit, in denen ich mich geborgen hatte, Universität, Kirche, Heeresstaat, am Ende des Krieges eine blitzartige Karriere an. Glücklicherweise kamen sie in so dramatischer Zuspitzung auf mich zu, daß ich diese schwersten Versuchungen meines Lebens bestand.

Am 8. November 1918 stand ich auf dem Umsteigebahnhof von Wabern, um aus dem Lazarett ins »Leben« zu fahren. Da war ein Telegramm von Rudolf Breitscheid, der unter mir Landsturmmann gewesen war, ob ich als Unterstaatssekretär die neue Verfassung aufzeichnen wolle, ein Brief von Carl Muth, dem Herausgeber des »Hochland«, daß dieses katholische Organ mein *Siegfrieds Tod* als Leitartikel im Novemberheft gebracht habe; ich allein habe die Zeichen der Zeit erfaßt, und der Weg zum Hochland sei offen. Hier war ein heißer Wunsch meines Herzens erfüllt: von katholischer Seite war meine Rechtgläubigkeit anerkannt. Schließlich hatte ich die Zusage der Universität Leipzig, daß mein Kriegsdienst vom ersten bis zum letzten Tage des Krieges mir bei der Erlangung einer Professur sicher nicht im Weg stehen solle. Und der Meister Rudolf Sohm hatte mein *Königshaus und Stämme* in seinem letzten Werk in die Sukzession der Forschung rühmend aufgenommen.

Da stand ich also mit meiner tapferen Frau zwischen drei Himmelsrichtungen: Bayern, Preußen, Sachsen, Kirche, Staat, Wissenschaft. Und doch waren alle diese Himmel ja in den abgelaufenen fünf Jahren bereits von mir aufgegeben worden. So sagten wir also dreimal nein, fuhren in die Garnison und ließen die 17jährigen Meuterer erst einmal die Pferde füttern. Dann ging es in den großen Tunnel, von dem nur feststand, wohin er nicht führte: er durfte in keine der drei vom Weltkrieg gerichteten Räume und Zeiten zurückführen. Die Nation, die Gegenreformation, die Renaissance, also der Raum und die Zeit der letzten vierhundertfünfzig Jahre konnten nicht in Betracht kommen für ein vom Anruf der Revolution und des Weltkrieges, des Verfalls des Abendlandes und der Not der Arbeit in mir aufgewachtes Gewissen.

In *Europa und die Christenheit* sprach ich diesen Abschied noch aus: daß weder Europa, noch die Spaltung in Rom und Wittenberg, noch der nationale Mythos Zukunft hät-

ten, daß aber das Kreuz ungebrochen stehen bleibe über einer neu eingeteilten Ökumene, für Russen und Amerikaner und Europäer, für Sem, Ham und Japhet.

Ich hatte die Genugtuung, daß ein gut katholischer Verlag diese Schrift des Protestanten 1919 verlegte. Dann aber waren der Worte genug gewechselt. Das, was ich gesagt, wollte nun bewährt werden, und es mußte sich zeigen, ob ich all das nur gedacht oder wirklich gelebt hatte. Das geniale Leben hatte ich voll ausgelebt. Nun kam es auf etwas Wichtigeres an als auf Genie.

Konnte mir mein eigenes Wort noch zu einer neuen Existenz verhelfen? Ich verließ die Universität; ich mied die Politik; ich wurde nicht katholisch. Den Daimlerwerken in Stuttgart, wo gerade 18 000 Arbeiter streikten, bot ich meine Dienste an.

Vom Gebot einer neuen Zeit- und Raumeinteilung war ich befallen. Und unter dies Gebot neuer Zeit und neuen Raumes trat ich selber. Es kam darauf an, das abgebrochene Gespräch unter den Menschen wieder in Gang zu setzen. Die Untersuchungen zur Lebensarbeit in der Industrie, zur Ausgliederung der Werkstätten, zur Erfassung des Betriebs, entsprangen aus einer neuen Lage. Sie führte mich dreimal in die Nöte wahrer Arbeitslosigkeit. Und der Arbeitslose scheint mir der menschliche Mittelpunkt aller sozialen Fragen unserer Zeit. Mit den Fabrikanten und Ingenieuren in der Fabrik, aber auch mit den geistigen Freunden, mit Ernst Michel, mit Richard Koch, mit Werner Picht, mit Joseph Wittig, mit Carl Dietrich von Trotha habe ich öffentlich Duett gesungen. Schon 1919 erschienen Leo Weismantel und ich vor dem Bischof von Würzburg und den Studenten in einem »Gespräch vor Zeugen«, wie das Programm erklärte.

Nun ist daran festzuhalten, daß 1913 bis 1923 die zweite Sprachwelle, die der Mitteilung oder des Subjektes, verkörperte. Das war maßgebend für den Erfolg und Mißerfolg unserer Handlungen. Wo sie Mitteilung waren,

waren sie erfolgreich. Wo sie aber schon Trajekte oder Objekte gestalten wollten, das heißt Institutionen der neuen Erkenntnis oder abstrakte Lehren, da gingen sie zugrunde. So ging es vor allem 1921 meinem Versuch, die Akademie der Arbeit in der Universität Frankfurt durch einen wirklichen Lehrkörper miteinander sprechender Lehrer auf die Grundlage des Gespräches zu gründen. Die Arbeiter wollten noch Wissen als Macht. Und die akademische Welt hat ja bis auf den heutigen Tag nie Zeit gefunden, erst einmal Jahre für die Erzeugung eines Lehrkörpers zu opfern. Da wird immerzu reformiert, am Lehrplan, an den Studenten, als ob unreformierte Lehrer reformieren könnten. Nein, eine auf unsere Erschütterung ansprechende Institution kam erst nach 1923 zustande. Das trajektive Jahrzehnt mußte aus dem subjektiven herauswachsen. Es gibt eine Fruchtfolge und eine Reihenfolge der Erlebnisstufen, die unabänderlich ist. Deshalb war mein Plan für die Akademie der Arbeit verfrüht. Unser Erlebnis war noch nicht erlebt genug. Die subjektive Mitteilung allein versprach Erfolg.

Alles im heutigen Denken verschwört sich, um das Subjektive als bloße »Ich«-form erscheinen zu lassen. Es kann daher nicht energisch genug betont werden, daß im Subjektiven die Mitteilung und der Ausdruck aus uns herausgepreßt werden, weil dies der Weg ist, auf dem wir der Ereignisse innwerden sollen.

Jede Ausrufung einer neuen Bestimmung der Menschen muß also im Mitteilen die Beteiligten sich gegenseitig bestimmen lassen. Die Schwierigkeit mit den »Denkern« der abgelaufenen Renaissance-Jahrhunderte liegt darin, daß sie ihr »ich aber sage«, »ich aber habe dies gemalt«, »ich denke«, aus der Zeitfolge derer, die vor ihnen und nach ihnen, zu ihnen und mit ihnen schrieben und dachten, entwurzeln wollten. Wenn Descartes sagte: Ich denke, also bin ich, so wäre das ein völlig sinnloser Satz, falls er außerhalb der »Geistesgeschichte« auftauchte. Descartes'

Satz ist unlesbar, solange wir den entscheidenden Vordersatz weglassen: »Ich aber sage.« Leidenschaftlich wendet sich Descartes in seinem *Discours de la méthode* gegen die Irrtümer seiner Jugend. Sein »Aber« ist eine Lösung vom schweren Druck der Konfusion. Es ist ein »Endlich«, ein »Heureka«, welches seiner neuen Lehre ihre Würde und ihren Sinn verleiht. Und eben deshalb ist Descartes' höchste Subjektivität nur deshalb von Bedeutung geworden, weil sie Mitteilung war.

Das sogenannte »transzendente Ich« ist ein Konzert vieler sich gegenseitig anfallender und überzeugender Geister. Das Reich der Iche, dieser lyrische Freundschaftserguß, hat niemals den einzelnen, aber immer die ewige Sehnsucht der einzelnen, sich mitzuteilen, zum Inhalt. Selbst *Der Einzige und sein Eigentum* (von Max Stirner) ist ein Buch, und das heißt eine Mitteilung an Brüder.

Es ist nicht Pedanterie, daß ich diese Veränderung in der Bewertung des Subjekts vom Leser fordere. – Es ist die zentrale Bewegung, mit der wir hinter uns selber treten müssen, um zu wissen, was wir denn tun, wenn wir sprechen oder denken. Die meisten Akademiker denken, daß sie mit sich allein sind, wenn sie sagen: Ich denke.

Nie sind sie es weniger als in dieser Denklage. Der, der ich sagt, schreit um Gehör, Liebe, Verständnis, Macht. Eben daher aber erschöpft sich eines Tages diese, die bloß subjektive Situation. Wäre das Ich ein unmittelbares »Selbst«, so bliebe es immer derselbe. Da wir aber als Iche genau das Gegenteil vom Selbst sind, nämlich »Diche«, die ein Gott auffordert zu sagen, was Dich leiden macht, so wird Dich Deine Periode der subjektiven Veränderung verändern und verwandeln. Wer wie ich erst durch Mitteilungen durch zehn subjektive Jahre aus einem »Dich« zum Ich wurde, kann andererseits auch bei dem bloßen Ich nicht stehenbleiben.

Die Mitteilungen erschöpfen sich, je besser sie gelingen. Bis 1923 waren mir von den Weggenossen die entschei-

denden Aufklärungen über mich selber und über die Welt widerfahren. Die moderne Welt der Wissenschaft will nicht wahr haben, daß Essen satt macht. Sie scheint anzunehmen, das Essen und das Denken und das Schreiben und das Wissen gingen in sich selber endlos fort. Aber jede einzige Tätigkeit strebt nach Erfüllung, damit wir zur nächsten fortgehen können. Wir werden aufgerufen, damit wir sprechen. Und wir sprechen, damit wir handeln können. Die Zerreißung in ein ewiges Subjekt und ein ewiges Objekt kann ich nur als Aberglauben ansehen.

Das Subjekt selber hört auf, Subjekt zu sein, und wird Trajekt, wenn die Mitteilung aufhört und das Wirken beginnt. Und weil zu jeder Form menschlicher Wortwerdung Zeit gehört und Zeit gebildet werden muß, so entstand ein Zeitkörper für das Wirken von wieder ungefähr einem Jahrzehnt, in dem mein Du von 1902 und mein Ich von 1912 sich fortpflanzen konnten in ein Wir.

Die grundlegende Erschütterung wurde hier denen übermittelt, die nicht selber erschüttert worden waren, weil sie 1918 noch nicht mündig waren. Das Trajekt ist dafür verantwortlich, daß ein Erlebnis vererbt werde statt nur mitgeteilt.

Wie konnte es aber zu einem solchen »Zeitkörper« kommen, wo doch von 1923 bis 1929 alle Welt den ersten Weltkrieg und die Weltrevolution zu »verdrängen« suchte? Das offizielle Deutschland wie das offizielle Amerika und das offizielle Frankreich usw. lebten nach der Stabilisierung der Währungen auf Pump, auf geliehener Zeit dahin. Sie lebten nicht nach dem ersten Weltkrieg, sondern noch einmal vor ihm. Aus diesem Grund mußte die Sache ja zweimal durchexerziert werden. Deshalb legte sich mir diese »Rückwärts gelebte Zeit« (»Die Kreatur« 1929, *Die rückwärts gelebte Zeit* S. 101–117) so schwer auf die Seele, daß ich sie in einem Aufsatz beschrieb.¹ Es

¹ Neudruck in Bd. II der »Sprache des Menschengeschlechts«, 1964, S. 178 ff.

empfiehlt sich, diese Verdrängung jener Zeit, die weiterging, durch die Zeit, die sich zurückbog, an einem großen Beispiel herauszustellen. Denn, daß eine Zeit sich so spalten kann, wie es zwischen den Weltkriegen geschah, wenn die Masse rückwärts preßt und der Nächsten Atem noch nicht die Oberfläche erreicht, ist ein großartiger Anschauunterricht in »Zeit«.

Die offizielle Welt war 1923 wieder bei der Goldwährung von 1914 angelangt. Wer die einzige Währung in dem Glauben sah, den sprechende Menschen verdienten, war mit seinem »Kreditsystem« nicht in dieser Welt.

Das Beispiel, an dem ich das verdeutlichen möchte, ist der offiziellste Theologe der Zwischenzeit zwischen den Kriegen, der Schweizer Karl Barth, und sein Konflikt mit dem Patmoskreis und mir persönlich.

Im ersten überwältigenden Anprall des Weltunglücks erlaubte Karl Barth uns, seinen Vortrag *Der Christ in der Gesellschaft* 1920 als eines der Bücher vom Kreuzweg in dem johanneisch gemeinten »Patmos« zu drucken.

Bald stellte sich heraus, daß Barth von dem heilsgeschichtlichen Johannes im Sinne der großartigen Messe des 26. Dezember nichts wissen wollte, sondern im zweiten Jahrtausend mit seiner abstrakten akademischen Theologie stehenblieb. Johannes wußte, daß das Wort Fleisch werden muß. Und deshalb erlaubte ihm Jesus, von der sichtbaren Kirche unabhängig zu wirken. Barth wußte nur, daß es Kirche und Universität gab, und suchte vom Pfarrer zum Professor der Theologie zu werden. Für uns hatten eben diese beiden Gebäude und Einrichtungen ihre Vertrauenswürdigkeit eingebüßt. Ihr Kredit schien uns erschöpft. Ihre Währung war papieren. Unsere Frage war: wie wird der Mensch glaubwürdig? Barths Frage blieb: was lehrt die Kirche?

Wir hatten den Weltkrieg erlebt, er nicht. Das ist nicht als Tadel gegen Barth gemeint. Wir werden sehen, daß er eine glänzende Leistung aufzuweisen hat. Aber vom Er-

lebnis sollten wir allerdings nur sprechen, wenn unser Denken eine neue Datierung erfährt. Barth beschäftigte sich mit dem Weltkrieg wie mit anderen Weltereignissen. Uns gab der Weltkrieg eine neue Marschroute, eine neue Zeitrechnung, eine Abkehr von Theologie und Philosophie aus Gehorsam gegen den Weg des Heils. Das Unheil wurde für uns *maßgebend*; für Barth blieb es ein Thema, ein objektiver Gegenstand. Ich besuchte Karl Barth in Safenwil im Aargau. Das war das Stammdorf der Familie meiner Frau, und er amtierte in der verödeten Gemeinde als reformierter Pfarrer. Da kam denn der Gegensatz zur Sprache. Daß die Universität, auf die er damals zielte und die ich mir aus dem Herzen gerissen, nach Hans Ehrenbergs großartigem Wort von 1870 ab in babylonischer Gefangenschaft schmachtete (so wie die Kirche in Avignon), klang ihm absurd. Daß wir einen neuen Anfang erlebten, der eine endlose Zukunft eröffnete, ein drittes Jahrtausend, widersprach seiner These, daß die Offenbarung ein für allemal abgeschlossen sei. Daß wir den Menschen, die nicht mehr auf die Kirche hörten, weder theologisch noch philosophisch kommen dürften, verstand er einfach nicht. Denn das Unheil der »Fächer« und Schubfächer des Denkens plagte ihn nicht. Die Wahrheit, daß die seit 1125 herrschende Idee einer »Theologie« ausgelaugt war, hätte sein Lebenswerk vernichtet. Er hat ja inzwischen die Lehre Calvins wieder mit der Väterlehre verknüpft und so die Theologie restauriert; Politik und Kirche aber waren für ihn damals Welten, die sich so wenig wie möglich berühren sollten.

Wir nahmen diese seine Züchtigung der Liberalen als schon geschehen. Mich besonders plagten ja keine Glaubenszweifel. Die katholische Lehre der Väter war der selbstverständliche Ausgangspunkt für mein Denken. Er entdeckte sie erst wieder. Ich fragte nur: was dann? Wie kann unser ganzes Leben so liturgisch werden, daß, wenn wir diese Wahrheit aussprechen, sie auch *glaubwürdig klingt*?

Er fragte: Was ist das Wort? Wir: Wie wird das Wort wieder wirksam? Er rief die Liberalen zur Ordnung, weil sie die gesunde Lehre zugunsten des neuesten Ohrenschmauses aufgegeben hatten. Wir gingen davon aus, daß man nicht rückwärts leben kann. Die Ohren, die einmal gegen die gesunde Lehre taub geworden sind, können niemals durch die bloße Wiederherstellung der Lehre erlebnisfähig werden.

Karl Barth ist ein griechischer systematischer Denker. Die glänzendste Kritik Barths hat Rosenzweig gegeben (Brief an Martin Buber, *Briefe* S. 469). Wir wollten Samariterdenken, Sprechen aus der Gelegenheit und Not der Stunde, zur Gleichberechtigung mit den Systemen aufsteigen sehen. Ernst Michel hat dies Anliegen des existentiellen Dialogismus neuerdings in seinem *Partner Gottes* wunderschön ausgesprochen.

Barth hat seine chemisch reine Haltung als Theologe durch seine Bannflüche gegen den Antichrist Hitler nach 1933 ergänzt. Sein Mut, dies in Basel direkt unter Hitlers Kanonen zu tun, war wahrhaft makabäisch. So hat er das Griechische im Denken, das Alttestamentliche im Charakter. Der Samariter aber ist weder ein makabäischer Kämpfer noch ein griechischer Systematiker. Er ist ein schwächer Mensch, in dem Gott stark werden kann, wenn Not am Mann ist.

So stießen in Safenwil zwei Weltalter aufeinander. Barth ist von Etienne Gilson darauf hingewiesen worden, daß er Denker, die weder Theologen noch Philosophen sind, nicht sehen könne. Gilson hat gezeigt, daß Barth Anselm von Canterbury Gewalt antue, weil Anselm eben zu einer Zeit nach dem verlorenen Gottesglauben seiner Beichtkinder suchte, als Abailard den Begriff einer Theologie noch nicht aufgestellt hatte. Anselm starb 1107, Abailard prägte den neuen Ausdruck 1125. Diese befreiende Entdeckung entmündigt, »exauctorisiert« ein Idol. Sie steht bei Paré, Brunet, Termblay, *La Renaissance du XII^e siècle*, Ottawa

et Paris 1934, S. 307 ff. Barth aber muß Anselm für einen Theologen ansehen. – Meine Existenz mißbilligte er oder nahm sie gar nicht wahr. Die Position, in die ich mich geworfen fand, existiert bis heute für ihn nicht. Welche Lehre für die Ungleichzeitigkeit von Zeitgenossen! Dieselben Worte redeten wir, und sie bezogen sich bei ihm auf die Vergangenheit, bei mir auf die Zukunft. Eben deshalb war es berechtigt, daß Barth der offiziellste Vertreter der christlichen Theologie wurde, die sich zwischen den beiden Weltkriegen noch einmal auf sich besann.

Ich hingegen mußte nun der bloßen Mitteilung entsagen. 1923 begann das dritte, trajektive Jahrzehnt der Institution, der *Arbeitslager* für Arbeiter, Studenten und Bauern. Hier kam es zur geschichtlichen Erfahrung des »Wir«.

Die Arbeitslager, wie sie 1911/12 als Landfrieden geträumt, im Krieg als Mannschaftshaus meiner Division versucht worden waren, dürfen nicht als Blüten der Hochkonjunktur zwischen 1923 und 1929 mißdeutet werden. Wir verwirklichten diese gemischten Lager zu einer Zeit, als es keine Arbeitslosigkeit gab und als die Arbeiterbewegung so gut wie die Universität sich großspurig für selbstgenügsam hielten. Unser Erlebnis setzte sich also im denkbar ungeeignetsten Augenblick durch, nicht weil die Welt danach verlangte, sondern weil alle Beteiligten Sehnsucht nach einer anderen Welt verspüren konnten. Die echte Institution trotz der Konjunktur. Sie ist nicht zeitgemäß, sondern meistert die Zeit. Schließlich muß doch immer ein Träger da sein, der Konjunkturen überlebt und durchlebt, gute Zeiten sowohl als böse Zeiten. Und dieses ganze Kapitel handelt ja von der Schöpfungsgeschichte solcher Träger, die, den Jahreszeiten und Konjunkturen ausgesetzt, diese überdauern. Deshalb wurzeln die Arbeitslager in einer Schicht, die tiefer liegt als der Lauf der Jahre, in denen sie ans Licht traten. Das akademische Denken ist verliebt in Geschichtsdaten und schreibt dem Ge-

schichtsdatum eine beherrschende Bedeutung zu. Ich bin genügend Historiker, um diese Verliebtheit zu teilen, und schon als Knabe verfertigte ich lange synchronistische Tabellen, um zu sehen, was alles gleichzeitig passiert sei. Aber dies Spiel der Knaben muß doch mit dem Ernst von Männern kritisiert werden, die unterscheiden zwischen »weil« und »obgleich«. Der Humanismus, dem nichts Menschliches fremd ist, kann diesen Unterschied zwischen weil und trotzdem nicht machen. Die Arbeitslager entstanden, obwohl Hochkonjunktur war, weil wir die Notzeiten nicht vergessen hatten und nicht vergessen wollten. Sie entstanden nicht, weil Hochkonjunktur war! Dann kamen¹ die Notzeiten wieder, und alsdann wurden die Rhythmen unserer Lager wie ein Gottesgeschenk aufgegriffen und von den reinen Notlagern der Krisenzeit nachgeahmt. Rolf Gardiner hat vor allem unermüdlich den eigenartigen Rhythmus der Lager artikuliert, in dem Ebbe und Flut der Wochen der geistigen Mitteilung und der beseelten Verkörperung unerschöpfliches Leben ordnen. Indem die Lager einen Wechsel zwischen Leib, Seele, Geist achten lehrten, machten sie das Geheimnis, wie das Wort Fleisch wird, wieder offenkundig. Und deshalb sind sie die dem Wort zugeordnete Institution der Erneuerung. Sie sind der Feiertag eines Menschengeschlechtes, das sowohl den Sabbat wie den Sonntag, die Kirchenfeste und die Volksfeste im Anprall der Maschine verlernt hat und das sich doch wieder vor seinem Schöpfer ebenbildlich darstellen und begeistert niederwerfen muß.

Der Kreisauer Kreis von 1940 bis 1945 ist die schönste Frucht der Arbeitslager.¹ Helmuth James von Moltke und Horst von Einsiedel wären ohne sie der Nazizeit nicht vorausgewesen. Es ist die Leistung des Kreisauer Kreises,

¹ Über beides vgl. Ger van Roon: »Neuordnung im Widerstand. Der Kreisauer Kreis innerhalb der deutschen Widerstandsbewegung«, München 1967.

daß er das Intermezzo Hitlers als Intermezzo begriff. Von 1918 an hatte ich selber Hitler erwartet, also noch bevor er selber um sich wußte. Als das objektiv enteignende Jahrzehnt kam, konnte ich daher schwarz auf weiß bei mir selber meine Zukunft nachlesen.

Was hat nun die Prophezeiung des Unheils und der Zukunft hinter Hitler mit dieser Frage der Sprache und der Zeit über vier Jahrzehnte zu schaffen? Dies vierte Jahrzehnt »entäußerte« mich. Mußte es also nicht gerade deshalb schon vorher sprachlich ausgedrückt worden sein?

Wir haben bisher die bloße Reihenfolge der vier Akte erlebt, aber die Quadrigenalehre vom Fluten der Erschütterung hat noch eine andere Seite. Wie können denn vier Jahrzehnte Akte eines Dramas sein, wenn keine Scharniere sie zusammenhalten? In jedem Akte muß die Einheit des Gesamtvorganges erhalten bleiben. Es soll doch etwas Durchgreifendes geschehen sein.

Als Memento, daß ein Ganzes vorgeht, gibt es verschiedene Sprachakte; eines ist das *Versagen*, der Fehlschlag, wenn zu früh oder zu spät gehandelt wird, ein anderes ist die *Prophezeiung*, die von vornherein den Blick über das Unglück und die Hindernisse hinweg hebt, ein drittes der *Segen* statt des Fluches, der vom Ende das Geschehen umgreift: wie es auch ist, das Leben, es ist gut.

Alle drei zusammen erheben Zufall zu Sinn, Sünde zu Salz und Fluch zu Segen. Sie einen die Abschnitte, die sonst abgeschnittenen Zeitteile.

Ein Beispiel: die neue Art, miteinander zu sprechen, war unsere Sehnsucht. Ich ergriff die Gelegenheit der Akademie der Arbeit. Sie scheiterte. Aber heißt das, daß ich nicht hätte wagen müssen? Ein Hundsfott, wer es nicht versucht hätte.

Auch das Schreiben einer Sprachlehre, erst 1916, dann 1924, war beides in einem: verfehlt und richtig. Gott sei Dank, daß ich sie schrieb, als ich sie schrieb. Aber auch wohl zu beachten, daß sie bis heute total unbekannt ge-

blieben ist.¹ Und die meisten Leute würden daraus beweisen, daß es ein verfehler Schritt, ein Fehlschlag war. Dem ist nicht so. Denn wir sollen zwar Gott nicht versuchen; auch beten wir, daß Gott uns nicht versuchen möge. Aber die Menschen sollen und müssen wir suchen. Diese Suche ist aber gar keine, wenn sie nicht ebensooft irrt, wie sie findet. Ein garantierter Erfolg ist gar kein Erfolg. Es erfolgt dann nämlich nichts.

So bilden also *Fehlschläge* das eine Scharnier durch die Zeit, sie sind jenes »bis«, jenes »und« und »doch«, welches das Unbeachtetste und Eigentümlichste der Sprache ist. Das Wort »und« heißt eigentlich *bis*, bis hin. Eine Schrift über das Wort »und« hat mir heiß seit meiner Schulzeit vorgeschwebt. Denn selbst der Rationalist und der Skeptiker, der Semantiker und alle anderen Verächter der Sprache leben einzig von der Gnade des Und. Nur dadurch ist die Wirklichkeit immer noch weiter und wirksamer als alle ihre Gedanken, daß es gelingt: »Und« zu sagen, das heißt noch etwas einstweilen Ungereimtes hinzuzufügen. Die Fehlschläge sind das Ungereimte, das verlangt, gereimt zu werden. Und am Ende geschieht es. Wir versagen nur vorläufig, schließlich sind wir sagbar.

Es gibt aber noch ein anderes Mittel, die Zeiten zu verzahnen. Dies Scharnier ist zwar allgemein bekannt, aber unter einem Namen, der dem Volk nicht mehr selbstverständlich klingt. Diese Sprechweise bindet den ersten und die letzten Augenblicke einer Zeitrechnung zusammen. Ja, eine Ära kann sich ohne sie gar nicht bilden. Sie ist eine Urkraft des Ausdrucks. Ach, sie gilt als Kuriosität. Dabei ist sie gemein wie Luft, Wasser, Feuer und Erde. Sie ist elementar. Ich meine natürlich die *Prophetie*. »Tief innen ist jeder Mensch prophetisch«, hat Ricarda Huch ausgerufen (*Alte und Neue Götter*, 1930, S. 124). Aber wer glaubt

¹ Neudruck in Bd. I der »Sprache des Menschengeschlechts«, 1963, S. 739 ff.

denn das? Ja, weshalb prophezeit dann nicht jeder? – wird gefragt. Weil die Menschen sich selber diese Zunge ausschneiden, ist die Antwort. Jeder kann prophezeien.

Weil ich 1918 allen meinen Rechten entsagte, konnte ich prophezeien, Hitler und Nachhitler, Rußlands und Amerikas Bestimmung sagte ich an, bevor Hitler von sich selber wußte. Die jüdische Frage formulierte ich auch 1919 als Schicksalsfrage der Seele eines entstaatlichten deutschen Volkstums. Und ich griff zu den außergriechischen Denkformen von Geburt und Tod, Hochzeit und Tochter, um aus dem griechischen Käfig der mechanischen Ursachen zu entspringen. *Die Hochzeit des Krieges und der Revolution* ist mir als Titel fast von niemandem abgenommen worden. Und doch war er das Wesentliche, ebenso wie die Titel: *Siegfrieds Tod, Die Tochter, Der Selbstmord Europas, Der Kreuzzug des Sternenbanners, Menschheit und Menschengeschlecht* lauter außerakademische Wirklichkeiten ansprachen.

Daß ich prophezeien konnte, ist nichts Außerordentliches. Die prophetische Gabe ist nur die Kraft, schon von Anfang an ein Totalerlebnis zu umklammern. Wohl wird es aus seelischer Erschütterung eines Tages geistige Mitteilung, kulturelle Einrichtung und Naturtatsache werden; aber es ist ja ein einziges Ereignis von Anfang an, und die Abwandlungen ändern daran nichts. Der Prophet hat die Kraft, dem tieferen und bleibenderen Eindruck standzuhalten, der nicht in der Gehirnrinde spezialisiert, sondern in der Quadrigemina konzentriert ist (dies als bloß vorläufige Hypothese gebraucht: aber die Quadrigemina ist ein primitives Einfallstor für den erschütternden Reiz, die Gehirnrinde ein hochspezialisiertes Organ der retardierenden Weiterverarbeitung).

Was allerdings Prophetie ist, muß noch festgestellt werden. Es ist nicht ein Voraussagen des Wetters oder der Schwarzhandelspreise. Da der Prophet die Einheit eines eben einsetzenden Ereignisses durch die Zeiten ausspricht,

so muß er jene Widerstände und Verzögerungen durch das Gehirn selber mitvorhersagen. *Alle Propheten prophezeien erst Unheil*, bevor das Sinnvolle des Ereignisses klar werden darf. Ich prophezeite Hitler und meinen eigenen Ruin, bevor die Deutschen aus einer Staatsnation zu einer Erziehungsnation würden werden können. Die Prophetie überbrückt jenes immer furchterregende Zeitalter, in dem der Geist enteignet und entäußert wird. Enteignung und Prophetie halten sich die Waage!

»Tief innen ist jeder Mensch prophetisch.« Die Zukunft muß nämlich verheißen werden, um überhaupt Sinn zu haben. Nur selten sind wir frei, in unseren uns alle verbindenden tieferen Wasserspiegel der Prophetie zu tauchen. Wer pensionsberechtigt bleiben will, kann es nicht. Ich kann heute nicht prophezeien, denn ich habe Besitzungen. Es war 1918 die Entkleidung von allem Rang und allem Eigentum, die mich hören ließ. Dann und nur dann fallen die Scheuklappen, um das allen angebotene prophetische Wort zu vernehmen.

Die Prophetie ist eine Grundtatsache unserer vernünftigen Existenz. Sie ist viel nötiger und viel vernünftiger als die doppelte Buchführung oder die Philosophie. Was ist denn vernünftig? Das, was ein einzelner mit Wirkung für das Menschengeschlecht vernehmen kann. Wer vernünftig ist, wird bestimmt durch die Frage, was zur Vererbung erworbener Eigenschaften gehöre. Denn die Überlieferung erworbener Eigenschaften und die Überimpfung gemachter Erfahrungen gibt unserem Leben seinen Sinn.

Alles, was dazu führt, ist vernünftig. Alles, was dies verhindert, ist sinnlos. Wenn die Denker die Prophetie unverständlich finden, so sind sie selber unvernünftig. Denn sie selber wollen doch Eindruck machen und ein Ereignis darstellen. Sogar der Denker muß prophezeit sein, bevor ihm irgendeiner Glauben schenken kann.

Wir leben in einer grausigen Zeit, in der das Vernünftigste von den Verständigen als Mystik abgetan wird. Aber alle

Arbeitsteilung und alle Friedensschlüsse beruhen auf Prophetien, auf opfervollen Fehlschlägen, auf der schalltoten Zone, bevor die Zeit erfüllt ist, auf dem windsbrautartigen Sturm der gemeinen Natur gegen den neuen Namen, kurz auf einer Reihe vernunftgemäßer Akte der Seelen. Sie werden heute samt und sonders belächelt. Und so gibt es keinen Frieden und nur unpersönliche Massen. Die Akademiker haben diesen Wandel vom Geheiß und der Verheißung zur Statistik geleugnet; sie lassen nur den Endzustand als rational gelten. Millionen versuchen heute in irgendeinem Stadium auf dem Lebensweg des Wortes hängen zu bleiben. Jener »ist« revolutionär, dieser »ist« konservativ usw. Was für eine Verkennung der Vernunft! Die Analytiker wollen sozusagen immer im vierten Akte sitzen. Sie fällen über die drei anderen nach Alexander von Humboldts Wort Todesurteile: erst sei das neue Ereignis, so sagen sie, nicht passiert. Dann: es sei kein neues Ereignis, und am Ende, jemand anderes habe es getan. Das Ganze nennt sich wissenschaftliches Verfahren, läßt Humboldt sie sagen.

Der Geist verfährt sich allerdings, wenn er Leichen beschaut. Der einzelne Gelehrte ist daran unschuldig. Das Mißverständnis liegt im Begriff der Natur. Die Sicherheit der Lehrstühle konnte es bewirken, daß der rein gesellschaftliche Untergrund des Naturbegriffes vergessen wurde; daß wir alle zusammen von einem reißend dahintreibenden Floß aus auf die Tiefe der Natur hinunterblicken, daß aber dem einzelnen die Sinne schwänden, täte er das ohne Auftrag der »Wir«. Von dieser Bedingung eines der »Natur«-Gegenüberstehens wußte der Gelehrte nichts. Die Vorstellungen des Menschengeschlechts von sich selber liegen jedem Naturbegriff weit voraus, und sie, nämlich diese Vorstellungen, sind täglicher Einübung bedürftig. Die Naturwissenschaft ist eine Frucht der Erschütterungen des Christentums; die Naturwissenschaft ist Akt vier der Gründung des Menschengeschlechtes als eines ganzen und

begeisterten Geschlechtes. Sobald sie das vergißt, wird sie zur Windsbraut, in der alles zerstäubt. »Und auf Vernichtung läuft's hinaus« (Goethe).

Während der Phase »Natur«, in unserem Falle 1933–1942, spiegelt sich das erschütternde Erlebnis nur noch in den Augen bloßer Zuschauer. Sie glotzen dorthin, wo der Komet zur Erde fuhr. Die Nazis glotzten auf die Tatsache, daß für eine Großmacht Deutschland seit 1917 kein Raum mehr war. Das war schon eine Tatsache zur Zeit, als sie »die Macht ergriffen«. Keine Phrase war so armselig wie die von der »Machtergreifung«. Diese Halbwüchsigen wußten ja im Grunde gar nichts von den Jahrhunderte brauchenden Quellbildungen aller Macht. Nackte Macht ist so kurzlebig. Die Wahrheit lautete: 1933 war niemand mehr da, der in Deutschland regieren wollte, außer toten Seelen. Der Urstand der Natur kehrte wieder, und alle Kulturwerte, alle Worte der Seelen wie der Geister wurden verhökert und zu den Schleuderpreisen des Ausverkaufs unter Mord und Totschlag aufgebraucht. Nicht ergreifen konnten die Gegenrevolutionäre die Macht, sie konnten sich nur an ihr vergreifen wie der Notzüchtiger.

Aber hier kommen wir gerade zum dritten Scharnier der Geschichte. Neben Fehlschlag und Prophetie stellt sich noch eine dritte Sprachkraft, die selbst die Flüche einer verruchten Zeit in *Segen* umwandelt. Es scheint ja auf den ersten Blick dem, der enteignet wird, nichts übrig zu bleiben. Die Sprache bringt auch hier das Unmögliche fertig. Etwas scheinbar Unsagbares wird sagbar, wenn Menschen *frei* sind. Sogar Enteignung ist kein sprachlicher Akt in reiner Form. Das Opfer in der Antike war sprachlos, der Geopferte selber schwieg. In unserer Ära hingegen erlaubte man vor 1933 sogar denen, die hingerichtet wurden, ein offenes Wort des Abschieds.

In dem nächsten Jahrzehnt – es waren übrigens zwölf Jahre der »Machtergreifung« und des Verstummens – drehte sich nochmals das Verhältnis von Geopfertwerden

und letztem Wort um. Vor 1933 kam es zu einem letzten Wort, wenn man zum Tode ging. Unter dem neuen Nero aber war das einzige Heil darin zu finden, daß man für das Ende die Stunde erbeten mußte, in der das eigene Wort endgültig endete. Denn außerhalb des Wortes weicht das Menschliche von uns. Und wo das Wort endet, da hören die Gesetze des Lebens in Gott auf.

So war es Gnade, wenn der Tod in jenem Augenblick nahte, wo das Wort abgeschnitten wurde. Denn das Wort ist der Lebensfaden der menschlichen Seele. Die letzten Worte muß ein Mensch auf seinem Todesgang hören oder sprechen. Das galt im KZ nicht. In dieser Hölle drehten sich die grundlegenden Annahmen der christlichen Zeitrechnung um. Von dem Kommen des Wortes bis zum Kommen des Antichrist, sagte Augustinus, kann kein vom Wort wiedergeborener Mensch den Freitod wählen. Er sagte das von den geschändeten Vestalinnen Roms, die nach Alarichs Eroberung sich das Leben nahmen. Er verwarf diesen Akt der Verzweiflung. Und ich habe keinen Zweifel, daß er damit eine, ja die geheimste Wahrheit über die Zeitrechnung von der Fleischwerdung des Wortes ausgesprochen hat.

Aber die furchtbare »*Zeit der Enteignung des Wortes*« ist auch gekommen, und sie ist ausdrücklich in die christlichen Länder eingedrungen. Dollfuß wurden die Sterbesakramente verweigert. Er sollte verrecken wie ein Hund. Und die Kluft zwischen dem Zuchthaus und dem Konzentrationslager besteht ja genau in dem Absterben des Wortes. Der Zuchthäusler ist verurteilt. Jedoch seine Strafe ist *ausgesprochen*; der Sträfling kann sich bei ihr etwas denken, das dem Denken der Gemeinschaft und seiner Richter entspricht. Dem Insassen der Konzentrationslager ist dies unmöglich gemacht. Die Sprache hat hier Gottes Herrschaft verlassen und ist bloß eine Waffe in der Erledigung, Eliminierung, Ausrottung, Vernichtung eines Feindes geworden. Diese Enteignung vollzog also eine *Entwortung*,

wie sie noch keine Zeit gekannt. Meine Mutter, aus ihrer Wohnung im 80. Jahre verwiesen, vom Konzentrationslager bedroht, schrieb uns am Abend des 16. November 1938 den folgenden Brief:

»Meine geliebten Kinder, ich fühle, daß ich körperlich und seelisch dieser furchtbaren Zeit nicht mehr gewachsen bin und daß es für uns alle besser ist, wenn ich in Ruhe von Euch und dem irdischen Leben scheidet. Trauert nicht um meinen Heimgang, sondern arbeitet tapfer und ungebeugt am Leben weiter. Bleibt Eurem sittlichen und geistigen Streben treu, laßt Euch nicht durch Lüge und Selbstsucht blenden.

Mein Segen möge auf Euch und Euren Nachkommen ruhen. Grüßt mir alle Menschen, die in Liebe und Freundschaft an mich denken.

Seid, Kinder und alle Nachkommen, Geschwister und Freunde, begrüßt und gesegnet von Eurer Großmutter

Paula Rosenstock.»

Diese Salutatio, dieser Segen, dieser Abschied also ist die Allmacht, welche auch die Rückkehr der Natur, den brutalen Mord des Wortes überlebt. Was ist des Sohnes Erfahrung gegen diesen Akt, in der angesichts der Enteignung nur gesegnet, angesichts des Todes nur gelebt wird? Und in der deshalb der Zeitpunkt des Todes dem letzten Augenblick des Segnenkönnens und des Grüßenkönnens und des Ins-Leben-rufen-Könnens gleichkam? Ich mache hier kein neues Gesetz. Ich stelle keinerlei Regeln auf. Ich sage mit keinem Worte, daß Selbsttöten »recht« sei. Ich sage aber, daß jeder Tod so wie jedes Leben einzigartig genommen werden muß, und daß hier die Abweichung vom Augustinus in Wirklichkeit den höchsten Gehorsam gegen Augustinus »Ama, et fac quod vis« darstellte. Denn dieser Abschied besiegte die stumme Enteignung »von nach-

herein«, ähnlich wie Prophetie von vornherein das stumme Geschehen zum Ereignis erhebt.

Dieser Segen war also das einzige Eigentum, das wir, meine Frau, mein Sohn und ich, in dem Jahrzehnt der Entledigung aus Deutschland empfangen.

Die Natur wäre allzerstörend, der Tod und die Vernichtung und der Weltenbrand, wie ihn die Nazi agierten, endgültig, wenn nicht das Wort auch hier hinüberdränge und hinübertrüge. Die modernen Naturburschen sprechen von »survival«, von Überleben. Ich halte diese Ausdrücke selber für Teile unseres Unglücks. Die Natur überlebt nicht. Der Zyklus der vier Jahrzehnte wäre einfach umsonst gelebt ohne den Syllogos, das heißt ohne die sich entsprechenden verschiedenen Stimmen, welche, die einen vorher, die anderen nachher, einige gleichzeitig und einige hinterher, den äußeren Raum der absterbenden und vernichtenden Natur mit ihrem nie sterbenden Gesang und Zwiegesang erfüllten.

Die Stimmen der Prophetie, der Klage im Mißlingen, des Jubels im gegenseitigen Sichfinden, der Regel in der Institution, des Segens im Vernichtetwerden, sie und sie allein überragen das Leben, wie es in der Zeit neu bestimmt worden ist, von Geschlecht zu Geschlecht.

Die Auslassung des Miteinandersprechens über die Zeiten hinweg ist der Fluch des 19. Jahrhunderts. Darwin stolpert eben über dieses Hindernis. »Syllogisch« übertragen wir erworbene Eigenschaften nicht in stummer Paarung, sondern in beredter Bezeugung. *Zu sprechen ist die Tat, der alles Neueingetretene seine Wiederkehr verdankt.* Dank dem Wort werden alle Generationen und alle zu verschiedenen Zeiten notwendigen Wahrheiten einander gleichzeitig. In ihm lebt jede Wahrheit unserer Toten und unserer Nachkommen.

Und so müssen hier zwei Worte Goethes niedriger hängen. Der Herr Geheimrat von Goethe ehrte die Kirche, gehorchte seinem Großherzog und empfing selber den

Schleier der Dichtung aus der Wahrheit Hand. Goethes Leser aber berufen sich auf seine Verse, als sei die Wahrheit ohne weiteres aus Büchern erhältlich. Dieser geistige »Monismus« verleugnet die geistige Ämterteilung. Die Worte der seelischen Autorität, der staatlichen Macht, der genialen Eingebung müssen immerdar von verschiedenen Sprechern einander gegenseitig vorgehalten werden. Weder der Papst, noch der Kaiser, noch der Führer, noch der Dichter, noch der Philosoph darf je die Wahrheit pachten. Sprechen ist nur syllogistisch erlaubt. Als Goethe schrieb: »Im Anfang war die Tat«, und als er ausrief: »Schwerer Dienste tägliche Bewahrung, sonst bedarf es keiner Offenbarung«, da sprach er beides, die Wahrheit und die Unwahrheit. *Es ist wahr*, daß im Anfang die Tat steht, und es ist wahr, daß im Anfang der Gehorsam, in der Mitte der Gehorsam und am Ende der Gehorsam für die Gesetze dieser Erde verlangt wird. Daher Arbeits-Dienst, weil sonst das Sprechen akademisch blutarm wird. Daher Liebe, weil nur in der Liebe das Wort eine Tat, eine Selbstüberwindung, ein Wagnis darstellt. Es ist schwer und gefährlich, jemandem seine Liebe zu gestehen. Es ist hart und bedrückend, die Gebote dieser Erde zu erfüllen. *Es ist unwahr*, daß es sonst keiner Offenbarung bedarf und daß der Dichter, der das Evangelium im Faust umschreibt (Im Anfang war die Tat, ist die Übersetzung des johanneischen »Im Anfang war das Wort«), der erste und einzige ist, auf den du und ich hören dürften. Das Amt des Richters setzt eine Ämtergliederung voraus, in der Kirche und Staat und Dichter zu drei verschiedenen Zeiten zu Worte kommen. Nie darf der Dichter die erste Geige spielen.

Es lohnt, sich das unerbittlich klarzumachen.

Daß Faust das Johannesevangelium umstülpt und die »Tat« für »Wort« schreibt, das hat nur Sinn, solange der Leser des Faust an die Autorität des Johannesevangeliums noch glaubt und nun im Namen des lebendigen Gottes dieses uralte Wort besser und besser und am allerbesten

verstehen möchte. Es ist eine neue Übersetzung eines ewigen Geheißes, die Goethe anbietet. Aber wenn der Urtext dahinfällt, weil ihn die moderne Menschheit gar nicht mehr kennt, dann wird auch die Übersetzung hinfällig. Denn die Übersetzung ist ja nur ein Fortschritt über das tote, mißverständene, liebesleere und tatenlose Wort, also über ein Mißverstehen des Urtextes hinaus. Die Nötigung, den Johannes richtig zu übersetzen, ist also das Grundgebot, auf dem die Neuerung »Im Anfang war die Tat!« aufruht. »Mich drängt's, den Urtext aufzuschlagen.« Hier ist also der Dichter in der Rolle des Er-innerers, der eines ewig und gebietenden Wortes in seinem Innern subjektiv neu mächtig werden muß. Johannes I, 1 und Faust verhalten sich mithin wie eine ewige präjektiv-subjektive Spannung, wo die Seele erst horcht auf einen gebotenen Text und dann innewird in einer darauf ansprechenden inneren Einstimmung.

In dem anderen Wort:

Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
sonst bedarf es keiner Offenbarung,

wird sich der moderne Arbeitsmensch gern wiedererkennen. Er wird das Labora darin bewundern und dem Ora, der Offenbarung im Wort, darin den Laufpaß gegeben denken.

Gemach! Auch hier kann der Dichter das Wort »Offenbarung« nicht abschaffen, sondern nur umdeuten. In seinem eigenen Vers bleibt dies arge Wort »Offenbarung« ja stehen. Nur wird sie für die, die dienen und die auf ihn, den Dichter, hören, radikal vereinfacht. Wer da hinhört und daraufhin gehorcht, dessen Offenbarung ist kurz.

Das Glück zu dienen und zu gehorchen, erwählte ich 1919; als niemand in Deutschland gehorchen wollte, suchte ich mir einen Herrn, und es war ein wirklicher; ich durfte zum Beispiel den Hund der gnädigen Frau an der Leine spazierenführen und dabei über die nächste Nummer der

Daimler-Werkzeitung nachdenken. »Schwerer Dienste tägliche Bewahrung.« Das ist, ob nun als Dienender oder im Arbeitsdienst, ein Glück unter zwei Bedingungen: man muß es *gesagt* bekommen haben, daß diese und gerade diese Dienste notwendig sind, und man muß *zugesagt* bekommen, daß es sonst keiner Offenbarung bedarf. Infolgedessen gibt es auch hier zwei Quellen des Sprechens. Denn welche Dienste streng geübt werden sollen, das stammt aus einer Gebotsquelle. Daß aber diese Gebotsquelle mir genug sagt, das muß hier der Dichter tröstend aussprechen, der doch von dem Inhalt meines Dienstes gar nichts weiß.

Das Gebot, im Heer oder im Dienst oder in der Fabrik, wird also von jemand anderem formuliert als der Trost des Dichters. Der Tagesbefehl stammt aus der trajektiven Sprachform des Kulturlebens. Goethe aber selber ist auch hier der Lyriker des subjektiven Singens und Mitteilens. So zerfällt Goethes Evangelium auf Grund seiner beiden gewichtigen Proklamationen, in drei Lebensstationen des Sprechens. »Im Anfang war die Tat« setzt einerseits das Evangelium voraus, läßt andererseits die Poesie übersetzen. Präjektiv und Subjektiv müssen sein. »Schwerer Dienste tägliche Bewahrung, sonst bedarf es keiner Offenbarung«, setzt einerseits des Dichters Rolle, andererseits die der institutionellen Befehlshaber voraus. Subjektiv und Trajektiv existieren ja; aber mit der Ablehnung sonstiger Offenbarung weist Goethe schon darauf hin, daß es auch toten Ballast, absterbende Befehle gibt; das sonstige Wort also wird hier in einen vierten, *objektiven* und unverbindlichen Raum verbannt, dessen wir »nicht bedürfen«.

So hat selbst der heidnische Christ, Goethe, den Syllogos, das Miteinander-Dasein von vier Sprechweisen, nicht zum Schweigen bringen können. Die »Seele« bleibt Gottes Wort ausgeliefert, der »Geist« übersetzt es, die Kultureinrichtungen verteilen die Dienste, das bloß Objektive schleicht

sich ein, und jede beseelte Wortordnung stirbt an ihm, weil im Wort immer geliebt, gesungen und gehorcht werden muß, und weil alle sonstige Rede, ohne Liebe, ohne Mitteilung und ohne Gehorsam, das Leben beerdigt und uns all dieser Worte *entledigt*.

Meine drei Jahrzehnte, in denen ich als zukünftiges Dich, gegenwärtiges »Ich«, wiederkehrendes Wir leben durfte, wurden im vierten Jahrzehnt erledigt. Die Welt entledigte sich ihrer. Und siehe da, in dieser Feuerprobe blieb eine lebendige Wahrheit übrig, die heute lehrbar ist. Entledigt meiner biographischen Einbettung mag die Wahrheit über die Sprache heut sein; aber sie selber ist eben deshalb nur um so wahrer geworden. Der Versuch, sich ihrer zu entledigen, ist also vielleicht die Feuerprobe? Und die Objektivität ist der äußerste Anschlag des Todes auf eine neue Gestalt des Lebens? Es gilt, sogar die objektive Behandlung durch die Totengräber zu überragen.

In diesem Sinne also erscheint mir das vierte Jahrzehnt ebenso notwendig wie die vorausgehenden. Denn allerdings müssen wir den Tod besiegen. Nur geschieht das nicht durch ein darwinistisches Überleben, sondern einzig und allein durch ein über den Tod Hinübersprechen. Der Tod wird nicht dadurch überwunden, daß man nicht stirbt, sondern daß wir uns über den Tod hinaus lieben. Nur die Liebe, die uns dazu treibt zu sprechen, die hört nie auf.

In den vier hier geschilderten Gefällstufen der Rede stellt mein Leben eine Erfahrung dar und einen Beleg. Es ist diese Einheit in einem einzelnen Leben selten anzutreffen, weil ja nicht jeder gerade in zwei Weltkriegen und zwei Revolutionen so eingeklemmt wird, daß er für eine solche Erfahrung alt und zugleich jung genug ist.

Ferrari, in seiner *Philosophie der Revolution*, und ich selber in meinem *Neubau der Deutschen Rechtsgeschichte* haben über die Einzelzelle von vierzig Jahren eine nächsthöhere grammatische Wandlungsbahn von vier Genera-

tionen oder 120–150 Jahren entdeckt. Jedes Großjahrhundert wandelt gewisse neue Verheißungen und Gebote ebenso ab wie ich »Sprache«. Zum Beispiel hat die Französische Revolution ihre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erst geglaubt, dann begeistert ausgerufen, dann in Gesetze gegossen und schließlich mit einem Tropfen Wermut und Enttäuschung, weil's immer noch nicht das letzte Wort der Wahrheit war, objektiviert. Sie lebte sich in 150 Jahren, 1789 bis 1945, an den Tag.

Meine *Europäischen Revolutionen* geben den Stimmen von sechs solchen Quadrigeminastimmplatten das Wort, und wer sie einmal hört, der weiß, daß hier sechs ewige Arten Mensch zu Worte gekommen sind. Es ist die Sprache der Geschlechter und der Lebensalter, die in diesen Revolutionen, diesen Jahrhunderte brauchenden »Umläufen« des Miteinandersprechens, das Antlitz des europäischen Menschen, ja sein Antlitz, geprägt haben.

Denn der Mensch wird, was er gläubig spricht. Wir sprechen uns in unsere eigene Existenz hinein, je mehr wir ablehnen, bloß eine fremde Existenz nachzuschwätzen. Sprechen heißt, sich ereignen und eben dadurch in eine neue Daseinsform hinüberwechseln. Ein ethnologischer Beobachter Mesopotamiens drückt diese Macht des Sprechens über unser Aussehen so aus: »In Mesopotamien kann man konstatieren, wie auch in anderen Teilen der Welt, daß die religiösen Gruppen die Neigung haben, einen anthropologischen Typus zu entwickeln, der sie von der übrigen benachbarten Bevölkerung unterscheidet« (Furlani).

Und aus Rußland schreibt der Begründer der Quadrigeminatheorie, Richard Koch: »Im europäischen Sinne Proletariat gibt es hier nicht mehr. Keine Gedrückten, Entwürdigten, Erniedrigten. Die meisten tragen noch die morphologischen Merkmale, die Entstellungen durch die Schäden der Jahrtausende, ähnlich wie die Juden, wenn auch durch die Verschiedenheit der Arbeit sehr anders.

Aber sobald diese unschönen Menschen zu sprechen anfangen, sind es auf einmal ganz andere Menschen. Sie sehen gewöhnlich aus; sie machen den Mund auf, und sie sehen nicht mehr gewöhnlich aus. Die geistige Entwicklung ist der körperlichen weit vorausgeschritten. Zur geistigen Entproletarisierung genügt eine Generation, die körperliche Entproletarisierung braucht eine Reihe von Generationen.«

Mein eigenes Leben sollte gleichermaßen beweisen, daß die wahre Macht der Sprache Zeit braucht und daß sie den Maßen unseres wirklichen Lebens zugeordnet ist.

Der Irrwahn der akademischen Denker ist ja, daß ihr Denken keine Zeit brauche und das Sprechen in einer Naturzeit physikalischer Schälle sich abspiele. Kein Mensch hat diese Trennung in zwei Welten je geglaubt. Die Sprache ist Zeugungsvorgang. Zeugung und Weiterzeugung geliebter Menschen, die nur dank der Liebe und der Stimme der Liebe um ihre Bestimmung wissen, und nur weil wir angesprochen werden und weitersprechen, gibt es *Nach wie Vor*, das Zeitenfloß eines Menschengeschlechts, das sich in einem Geiste seiner Bestimmung zuwendet, das sich deshalb ereignet, weil wir hören. Wer es vernommen und verstanden hat, daß wir sprechen, um neuer Artung teilhaftig zu werden, der ist von dem Schwindel einer philosophischen Ethik befreit.

Das ewige Sittengebot des Menschen ist geistigen Inhaltes. Es lautet: Höre, Höre, bevor du sprichst: gehorche selber dem, was du sagst; sage nur etwas, das befolgt werden soll. Sprich also mit Zeugungskraft. Versprich mit Glauben. Höre auf die, die dich lieben, solange und soweit sie dich lieben. Liebe die, zu denen du sprichst. Sonst sprich nicht. Oder wisse, daß du den Krieg erklärst; auch das muß sein.

Alle sittlichen Gebote sind intellektueller Art und beziehen sich auf Rede und Antwort, auf Hören und Redestehen, auf Gehorchen und Befehlen, Prophezeien und

Segnen, Klagen und Frohlocken, Bitten und Danken. Im Sprechen haben wir heilige Pflichten. Dort zu lügen, wo wir die Wahrheit schulden, ist schlimmer als stehlen und schlagen.

Die materiale Ethik also ist abgeschafft, weil es der Geist ist, der sich den Körper baut, allerdings kein privater Geist, sondern die offen daherbrausende Macht des Zwiegesanges und Zwiegesprächs, des Gehorchens und Befehlens, des Glaubens und des Dichtens, soweit sie alle ineinander verknüpft bleiben als Abwandlungen einer Sprache. Am Ende aber sprechen wir alle nur eine Sprache. Und weshalb alle Sprachen nur Abwandlungen der einen Sprache sind, ergibt sich aus dem einmütigen Sinn alles Sprechens; im Sprechen überwinden wir den Tod. Wir alle sollen den Tod überwinden, und solange wir dieses guten Willens sind, tun wir alle dem Leben denselben Liebesdienst, wenn wir zu sprechen versuchen. Und so wird es von uns vorausgesetzt.

Wie erneuert sich die Lebenszeit?

Als Kinder lernen wir die Sprache unserer Vorfahren, und wohl deshalb besonders paßt der Name »Vorfahren« auf sie; denn auf dem Ozean der Sprache fahren sie uns vorauf, und in ihrem Kielwasser fährt unser Lebensschiffchen. Wenn wir den Schulmeistern glaubten, so wäre unsere eigene Sprache nur ein Anhang zu der unserer Vorfahren. Aber das ist sie nicht. Denn wir selber erfahren die Sprache erst in unserer Werbung. Den Freier macht die Liebe mündig. Romeo und Julia lernen die Sprache neu an einander. Und wie in der Liebe, die wirbt, so wird auch im Glauben, der wagt, unsere Sprache neu geboren. Wenn eine Generation sich dem versagt – wie die des deutschen Bürgertums unter Bismarck –, dann verliert sie die schönste Sprache, mag sie auch von Thusnelda und Siegfried angeblich herrühren.

Sprechen-lernen ist eben noch nicht selber sprechen! Weil

Jakob Grimm und die Philologen das übersehen haben, wird alle Sprache falsch behandelt. Die Brüder Grimm haben in der Zeit ihrer Pubertät zu ihrer Muttersprache hinzu Latein und Griechisch gelernt. Diesen gymnasialen Sprachwechsel haben die Philologen bei sich verdrängt. Dadurch sind in allen Nationen die Nationalisten auf eine seltsame Überhöhung ihrer bloßen Muttersprache verfallen. Aber die Sprache der Vorfahren, die sogenannte Muttersprache, ist nur unsere erste »Chemie«, unser erster Aggregatzustand. Denn sooft ein Primaner Catull und Horaz las, dann hieß das, er könne nun auch selber sein Mädchen andichten. Darin aber wurde die Sprache erneuert.¹ Die Herren des Muttersprachenkultus, von deren Kathedern nach wie vor die Blasphemien über Gottes Sprache träufeln, lehren ihre Studenten statt Kirchenlieder zu singen oder Liebesgedichte zu machen, sich eitel der Versteinerung einer sogenannten Muttersprache zu befleißigen. Aber schon die Pubertät verlangt, daß wir unsere eigene Sprache in der Werbung zum zweiten Mal uns zeugerisch erwerben. Wer um ein Mädchen freit, dem schmelzen Mutter- und Vatersprache wie Eisschollen weg. Freite befreit von bloßer Muttersprache.² Die Sprache wird also von jeder Generation regeneriert, oder sie verfällt. Regeneriert aber wird sie nicht von den Professoren der Germanistik. Denn diese können ja nur zurückdatieren, und daher haben sie aus der deutschen Sprache des fränkischen Christenheeres eine germanische Mördergrube machen müssen. Aus der Sprache, die zwischen Lessing und Ricarda Huch, zwischen 1760 und 1945 in deutschen Landen ertönt ist, haben diese Sprachphysiker den selben toten Sprachleichenam herauspräpariert, der bereits einmal am Ende des 30jährigen Krieges übrig war. Die deutsche Sprache lebt seit 1945 weder bei den Adenauers noch bei

¹ Rosenstock-Huessy und Battles, *Magna Carta Latina*, Alabama University Press 1967, stellen diesen Prozeß dar.

² Mehr darüber in »Bibliomica« u. S. 148 ff.

den Ulbrichts, sondern am ehesten noch lebt sie bei den Auslandsdeutschen, den Schweizern, Elsässern, den Enzensbergers in Norwegen, Tirolern und sogar bei mir, dem Deutschamerikaner, noch eher als in Pankow oder Bonn. Der Sekretär Wurm de anno 1760 hat 1945 zum zweiten Mal gesiegt, rechtlich dank des § 131 und sprachlich dank seines geschlechtslosen Charakters, seiner sprachlichen Wiedergeburtunfähigkeit. Seit dem »Marcion« Adolf Harnacks und seit Max Weber hat die deutsche Universität vor diesem Stil des mittleren Beamten zunehmend kapituliert. Sie nennt den lieben Gott einen Begriff – die Wiener Missionsschule faselt von einem »Gottesbegriff« –, und Max Weber nannte Gottes eingeborenen Sohn einen »Typ«, und der Heilige Geist ist ersetzt durch den deutschen Geist. »Begriff«, »Typ«, »deutsch«, das ist die Dreieinigkeit des Sekretärs Wurm. Daran stirbt sogar die Sangesmacht Hölderlins und Goethes.

Ich selber bin dreimal in meinem deutschen Dasein gewarnt worden, den tödlichen Gefahren der Sprachentseelung auch weiterhin, also auch noch nach dem Liebesfrühling zwischen Mann und Frau, zu entgehen. Zwischen 1917 und 1933 habe ich drei gründliche und Erdbeben ähnliche Erschütterungen meines Sprachenpanzers erfahren, und als ich Deutschland 1933 verließ, da hatten die Sprache der Vorfahren meines Vaters und meiner Mutter und der Liebeserfahrung dank meiner Schweizer Frau sich nicht weniger als drei weitere Male erneuern dürfen in einem Freundfeind-Zweikampf: der Philosoph, der Proletarier, der römische Priester forderten einen Anteil an meiner Sprache. Franz Rosenzweig, der neukantianische Autor eines guten Hegelbuches, Eugen May, der freiheitsdurstige Dreher aus der hohen Zeit der Arbeiterbewegung, und Joseph Wittig, auf dessen »Fall« von 1927 die Aufhebung des Index Librorum Prohibitorum auf dem zweiten VatikanKonzil zurückgeht, haben mir ein Stück Sprache abgerungen. Es ist nicht die Aufgabe dieses Textes, die

drei Wiedergeburten im einzelnen zu analysieren; sie leben in mir, und nach meinem Tode erst mag der pathologische Anatom – als Stifter des Patmosverlags könnte ich das Wort patmologisch prägen – die Sektion kunstgerecht durchführen. Aber daß sie in mir zum Leben gekommen sind, verdanke ich dem Einlassungszwang fruchtbarer Gegnerschaft. Ich bin weder um Rosenzweigs willen Philosoph geworden, noch um Mays willen marxistisch, noch um Wittigs willen katholisch. Bekehrt war ich auch ohne sie. Aber eine Verengung haben sie in mir ausgeräumt; vielleicht wäre der genaueste Terminus: einen Rest unheilvoller In-mich-Gekehrtheit. Wir Lebenden tragen über der Haut Kleider, und in die hüllen wir uns so lange unbedenklich, bis wir einem Nächsten damit sichtlich wehtun. Die naive, ja freche In-sich-Gekehrtheit der Fachsprachen, Konfessionssprachen, Parteisprachen wirkt wie ein Totschläger. Kaiser Wilhelm II. hat nie für nötig befunden, die Sprache eines Drittels seiner »Untertanen«, der Polen oder der Marxisten, zu erlernen. Kaiser Franz Joseph hingegen sprach die 14 Sprachen seiner »Völker«. Heut, 1966, verfolgt der leitende Jurist eines Industrierwerks den Industriepfarrer dort mit seinem Haß, weil er, der Jurist, gar nicht weiß, daß er sich selber nie um die Sprache der Nichtjuristen gekümmert hat und daher einen völlig eingengten »Dialekt« auch von seinen Zeitgenossen sich wünscht. Das angebliche Deutsch dieser Gebildeten unserer Industrie ist ein impotentes Näseln. Deutschland ist voll von solchen Leichen. Deshalb ist es nicht meine persönliche Laune, wenn ich den Tod der einstmals zwischen Lessing und Ricarda Huch so lebhaft atmenden deutschen Sprache sehr ernsthaft ansage. Nur weil Sprache sterblich ist, ist sie göttlich. Wäre Gott nicht für uns gestorben, könnten wir nicht neu geboren werden. Während die Konzeptionen einer »formierten« Gesellschaft – also einer Leiche – im Westen und die Begriffe einer dialektischen Doktrin im Osten als Betonklötze uns an den Kopf geworfen werden,

ist Deutschland ein Totenacker. Gottes Sprache aber möge uns immer neu und rechtzeitig in der Gestalt eines Nächsten entformen, eines Nächsten, der unsere Konzeptionen belächelt und eines Nächsten, der unsere Dialektik in ein Gespräch verwandelt, weil er Geduld mit uns aufbringt. Was aber geschieht statt dessen? In »Der deutsche Arbeitgeber« und im »Gewerkschaftsblatt« schreiben auch heut hier die Arbeiter, dort die Arbeitgeber und sterben so vor Langeweile. Da indessen heut die Weisgerbers den Tod und den Ton angeben, so will ich noch auf das Unwahrscheinliche das Unglaubliche türmen. Wer sich der eigenen Sprachregenerierung aussetzt, dem verändern sich sogar die angeborenen Gezeiten seines Daseins aus den über ihm neu ausgerufenen Geboten erneuerter Sprache.

Ich bin der ungeduldigste aller mir bekannten Menschen von Natur. Entsprechend habe ich meinen auf die eigene Natur gegründeten Lebensweg mit größter Ungeduld und Beschleunigung durchlaufen. Z. B. war ich der jüngste deutsche Privatdozent, und so in anderem. Aber seit der Untergang des Abendlandes mich 1917 und 1918 berief, wurde mir die Ungeduld des Karrieremachers, die Neuigkeitgier des Großstädtlers, die Raschheit der Übereilung – die alle auch in meiner Natur lagen – überlagert von der tiefen vom Vater ererbten Geduld. Eine unerwartete zeitliche Geräumigkeit hat sich seit 1918 in mir ausgebreitet, weil ich ja in die Gesamterfahrung der europäischen Menschheit hineingerufen wurde, und wer einem gemeinsamen Schicksal Gehör schenkt, der wird mit dem Metronom, mit dem Gehorsam beschenkt, der diesem Schicksal zu lauschen weiß. »Die Europäischen Revolutionen«, 1915 konzipiert, werden auch heute noch von dem gängigen Geschichtsbuch nicht beachtet. Und so steht es mit meinen sprachlichen, industriellen, philosophischen Einsichten. Aber ihr Nichtgehörtwerden oder ihr Gehörtwerden selber sind mir seit 1918 selber die Barometer der Zeit, und statt zu erwarten, es würden die Herren Zeitgenossen

angerannt kommen, erwarte ich nun, daß sie sich zu ertauben gehalten seien. Ich bin wider Erwarten fähig geworden, alt zu werden und Geduld zu üben, als sei das ein Teil von mir. Dennoch ist es ein Teil, den erst die unvorhersehbare Aufgabe in mich hineingeschaffen hat. Wir werden also nicht nur als unseres Vaters Söhne oder unseres Landes Kinder in die Zeit gebannt. Sogar neue Spannweiten ruft das Wort in uns wach. *Mihi est propositum* hieße also ebenso wohl: *Mihi erit propositum*. Denn wahrhaft lebt erst der in Gottes Freiheit, dem sich auch die Rhythmen seiner Zeit noch zu wandeln fähig bleiben.

Ein genialer Herausgeber von Shakespeares »Hamlet« hat seine gesamte Einleitung der Frage gewidmet, was die ungewöhnliche Länge dieses Schauspiels von uns fordere. All die üblichen Striche und Kürzungen der Regie deckt er als ebenso viele Sünden wider den Geist des Dramas auf. Weshalb – so fragt er – verherrlicht ihr die genialen Verse, die Charaktere, die Monologe, das Drama im Drama, wenn ihr mit dem Umfang, mit der Länge, willkürlich umspringt? Ist denn die Länge nicht noch urtümlicher? Werden eine Miniatur oder der David Michelangelo nicht gerade dank ihres Umfangs am geheimnisvollsten, am ursprünglichsten, am ehrfurchtgebietendsten? Und da fährt ihr mit dem Rotstift in den »Hamlet« und führt oft nur knapp die Hälfte des Ganzen auf? Dieser Shakespeareherausgeber Bernard Grebanier steht zwar allein, aber mir lachte das Herz, als ich ihn las. So plädiere ich dafür, daß in unseren Menschenleben der Schöpfer und die Vorsehung – also die vorangehende und die abschließende Gotteskraft, daß Vorfahren und daß Nachfahren – beide in der Erfahrung unserer Seele maßgebend, zeitmaßgebend, hervortreten und ihr Machtwort so sprechen, daß sich die endgültige Lebenslänge erst unter diesen Hammerschlägen bildet.

1950, ergänzt 1965

RÜCKBLICK AUF »DIE KREATUR«

Zum Geschichtschreiber der Zeitschrift *Die Kreatur* bin ich nicht berufen. Ihre Geschichte hat viele Seiten, von denen nur eine ein Teil meiner eigenen Lebensgeschichte ist, und von dieser Seite ist hier die Rede.

Das geheime Dreieck der Konfessionen, das in der *Kreatur* zur Sprache und Aussprache kam, hatte sich gegen Ende des ersten Weltkrieges schon vorgebildet. Weismantel, Rosenzweig, Barth, Hans und Rudolf Ehrenberg, Picht und ich hatten den Patmosverlag gegründet und von 1919 bis 1920 »Die Bücher vom Kreuzweg« veröffentlicht.¹ Hier bildete sich das johanneische Reich abseits der Kluft zwischen katholisch und protestantisch. Hans Ehrenberg hatte Karl Barth, den sicher unversöhnlich konfessionellen, dafür gewonnen. In diesen Büchern vom Kreuzweg brach die wirkliche *eine* Welt des ersten Glaubensartikels aus den Fiktionen der »Staatenwelt«, der »christlichen« Welt, der kirchlichen Welt, der gesellschaftlichen Welt hervor.

In diesem »Patmos« hatte die erste aus dem Weltkrieg neugeborene Gruppe sich erschöpft. Der verborgene und ach, so unbekannt Grund dafür war das unumstößliche Gesetz des Geistes, daß eine Erfahrung allein in sich selber nicht genügt, um Gemeinsprache zu bilden. Die Gemeinschaft, die erfährt, muß ihrerseits zunächst von einer zweiten geliebt und erkannt werden. Ohne Liebe gibt es keine solche Erkenntnis. In die Grenzenlosigkeit der ersten Nachkriegsjahre hinein gesprochen, war »Patmos« ein echter existentieller Ausruf. Aber dieser Ausruf kam wie aus einer Wolke. Von der Nüchternheit des alltäglichen Zuschauers aus konnte dieser Ausruf keine verstehende

¹ Die »Bücher vom Kreuzweg«: Hans Ehrenberg, *Die Heimkehr des Ketzers*; Karl Barth, *Der Christ in der Gesellschaft*; Leo Weismantel, *Die apokalyptischen Reiter*; Eugen Rosenstock, *Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution*; Werner Picht, *Die Frucht des Leidens*; Rudolf Ehrenberg, *Ebräer 10, 25: Ein Schicksal in Predigten*.

Antwort erhalten. Als dann *Die Kreatur* zum zweiten Male unternahm, von den drei Konfessionen her eine gemeinsame Stätte der Rede zu bereiten, hatte sie schon eine anschauliche, wenn auch in abseitiger Stille gemachte Erfahrung vor sich, die des Patmoskreises.

Die Herausgeber der *Kreatur*, Joseph Wittig, ein katholischer Priester, Martin Buber, ein jüdischer Zionist, und Victor von Weizsäcker, ein protestantischer Naturforscher,¹ waren nicht aus ihren Berufen geschleudert worden durch den deutschen Zusammenbruch im ersten Weltkrieg wie die Verfasser der Kreuzwegbücher. Aber mit ihnen hatten sie in hinreichendem Zusammenhang gelebt, um ein solches Hinausfallen aus der alten Logik der freien Forschung, der Kirche und des Zionismus sehr ernst zu nehmen. Unmittelbare Sympathien bestanden zwischen den Herausgebern nicht in irgend einem produktiven Maße. Sie waren wirklich im vollen Wortsinn unabhängig voneinander, sie bildeten nicht eine Gruppe, sondern waren vollstarke Repräsentanten der drei souveränen Welten der Vorkriegszeit. Weil sie sich aber gegenseitig keinen Dank schuldeten, so bedurfte es eines Mutterbodens für alle drei – oder, um das Bild zu ändern, von einem verborgenen Schnürboden aus mußten sie alle drei in Bewegung gesetzt werden, da sie ihre Gemeinsamkeit durchaus nicht selber gegenseitig ins Leben riefen. Franz Rosenzweig lenkte Martin Buber auf die Bahn dieser Gemeinsamkeit; Hans Ehrenberg den schwerblütigen Schwaben Weizsäcker, ich den nach seiner Emeritierung von den Kämpfen der vergangenen Jahre erschöpften Schlesier Wittig.

¹ Victor von Weizsäcker lehrte an der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg, Martin Buber an der Universität Jerusalem. Joseph Wittigs Verhältnis zur Kirche ist ausführlich dargestellt und aktenmäßig belegt in Teilen des Werkes von Eugen Rosenstock und Joseph Wittig, *Das Alter der Kirche* (Berlin: Lambert Schneider, 1927 ff.). 1946 wurde Wittig bedingungslos in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen.

Unser Dasein drang ihnen ab, was in ihrer eigenen Existenz zwar schon ausgesagt war, was aber weder in ihrer Philosophie noch in ihrer Religion noch in ihren Ämtern als solchen sich abzeichnete. In dieser Perspektive *Die Kreatur* zu sehen, scheint heute besonders wesentlich, wo durch Kierkegaards und Heideggers Denk- und Rede-weise so viele verleitet werden, das einsame Individuum für existenzfähig auszugeben. Alle drei Herausgeber der *Kreatur* waren existentielle Denker. Kierkegaard war selbstverständlich. Heideggers Buch erschien ihnen als eine Schulglosse über den Text des doch fast ein Jahrhundert zurückliegenden Kierkegaard und des bald vierzig Jahre zuvor verstummten Nietzsche. Was die Herausgeber der *Kreatur* entdeckten, waren die geistigen Ernährungsvorgänge wirklich sprechender und »existentiell denkender« Menschen. Sie wußten, daß Martin Heideggers »geworfener Mensch« zwar da ist, aber stumm. Sie wußten, daß wir nur sprechen, wenn andere da sind, die anders sprechen, weil sie anders sind. Dem einsamen Wahnsinn der Entdeckergeneration waren sie entwachsen. Kierkegaard mußte in ein Dutzend Pseudonyme auseinanderbrechen, und Nietzsche verfiel, als niemand dem Saitenspiel seiner Seele zuhörte. Heideggers Logik des Nichtszusagenhabens und des Nichtmehrsprechenkönnens – die sozusagen das Jahr 1840, nämlich den Moment nach Hegel verewigt – hielten sie für unwahr, und es schauderte sie vor ihr.

Die Kreatur wird daher einen Platz in der Wiedergeburt der deutschen Sprache behalten. Ihre sprachgeschichtliche Bedeutung erscheint nicht im Titel der Zeitschrift. *Die Kreatur* sprach, ohne darüber zu sprechen, daß sie sprach. Von 1919 bis 1945 ging die deutsche Sprache durch einen Zersetzungsprozeß, in dem sie vor unseren Augen zerfiel. Das Bogenlampenlicht der Aufklärung macht allen Unterscheidungen ein Ende, die für das wirkliche und verbindliche Gespräch wesentlich sind. *Die Kreatur* aber fing wieder beherzt zu sprechen an. Sie sprach so unbeküm-

mert, als ob der schon damals drohende Wahn der Hitlerzeit längst wieder vorbei sei. *Die Kreatur* hatte nämlich ihre Herausgeber von dem Irrtum erlöst, als könnten wir sprechen, wenn von unserem Gegenüber erwartet wird, daß es am Ende dasselbe sagen solle. Bis zum Untergang der Welt müssen *Kreaturen* verschieden reden, sogar Herausgeber einer Zeitschrift. Hier liegt der tiefste Unterschied zwischen bloßem Denken und lebendigem Sprechen. Wenn zwei Gelehrte im bloßen Denken befangen sind, so arbeiten sie unter der Voraussetzung, sie müßten am Ende zu demselben Ergebnis kommen. Solange das nicht eintritt, muß der eine der beiden im Irrtum sein. Die Dialoge Platons werden langweilig, sobald der Unterredner überführt werden soll, »falsch« zu denken. Das Symposium ist nicht langweilig, weil in ihm jeder bis zum Schlusse verschiedenes zu sagen hat. Das Jahrhundert des Verstandedenkens hatte ein Ideal der Wahrheit aufgestellt, die, von logisch-mathematischer Form, für alle dieselbe sein sollte. Daher entwertete es die Sprachen der Kirche, der Juden und der Heiden zu bloßen Mythen, über die man aufgeklärt werden müsse und die man alle auf einen Generalnenner zurückführen könne.

Die Kreatur aber zog die Summe aus den Kämpfen der Kierkegaard, Feuerbach, Dostojewski, Nietzsche, William James. Sie alle hatten entdeckt, daß niemand etwas zu sagen hätte, wenn alle dasselbe sagten. Der Mensch redet nicht wie Gott. Ein Mann redet nicht wie eine Frau; ein Christ nicht wie ein Jude; ein Kind nicht wie ein Professor. Eben deshalb und nur deshalb können sie miteinander reden und müssen sie reden. Sprechen ist dramatisch, und es wird mit verteilten Rollen gesprochen. Denken ist logisch und abstrahiert von den »Rollen«. Kierkegaard, mit dem man sich heute »beschäftigt«, und Nietzsche, mit dem man sich immer wieder »auseinandersetzt«, hatten zum Ziel ihrer Kämpfe eine Rehabilitierung solchen Sprechens mit verteilten Rollen. Diese Kämpfer redeten selber

mit verteilten Rollen. *Die Kreatur* strebte nicht danach, sich mit diesen Kämpfern weltlich zu beschäftigen oder gelehrt-theoretisch auseinanderzusetzen. Unser Verhältnis zum Kämpfer ist erklärt durch das schöne Wort Franz Rosenzweigs: Ihm tauche das Ziel immer nur wie am Horizonte auf, und deshalb erzwingen sich der Kämpfer zwar Glaubwürdigkeit als Kämpfer, aber auf die Resultate seines Denkens könne man sich nicht verlassen. Das neue Denken, um das Kierkegaard rang, werde erst dann glaubwürdig, wenn das Ziel des Kampfes zum Ausgangspunkt des lebendigen Denkens geworden sei.¹

Eben dies geschah den Herausgebern der *Kreatur*. Die Verschiedenheit der Sprachen von Jude, Christ und Heide zu begreifen, darum hatten die Recken gekämpft. In der *Kreatur* wurde dieses Ziel zum unschuldigen Ausgangspunkt eines gemeinsamen Konzertierens. Was war geschehen? Allen diesen Männern war vom Leben her etwas gegen ihre geistige Struktur widerfahren. Eine Bindung und Verbindung, deren ihre Theorie nicht habhaft geworden war, überführte sie einer anderen Existenz, als es diejenige war, von der sie in der Öffentlichkeit oder berufsamlich aussagten. War es mir selbst eine eingeborene Notwendigkeit, existentiell zu denken, nämlich zur realen Existenz herunter zu steigen und sie denkend zu ergreifen, so hatte sich Rosenzweig dazu bekehren lassen. Wir hatten dafür unsere Ämter hergegeben. Weizsäcker, Buber und Wittig aber, den starken Männern, widerfuhr die Notwendigkeit des existentialen Denkens, nachdem sie bereits abstrakt gedacht und in der Öffentlichkeit geredet und geschrieben hatten. Ihr Amt wußte nichts von dieser Not. Das existentielle Denken widerfuhr ihnen im buchstäblichsten Sinne, denn das Leben selbst drang ihnen eine geistige Wandlung ab: Weizsäcker durch das Erlebnis einer

¹ Franz Rosenzweig über den Kämpfer vgl. *Kleinere Schriften* (Berlin: Schocken Verlag, 1937), S. 515.

psychoanalytisierten Patientin, Buber durch das Wunder seiner Verbindung mit Rosenzweig, Wittig durch die Erfahrung, daß er und ich mehr – und nicht etwa weniger – glaubten als der Papst und die Kurie. Aus diesem Widerfahren entsprang die Möglichkeit der *Kreatur*.

Denn nun war es allen Dreien unerträglich, eine entscheidende Erfahrung ihres Lebens nicht zu bezeugen und dabei in einer Position zu sein, von der aus sie unmittelbar sich nicht bezeugen ließ. Weder der medizinische Fachmann Weizsäcker, noch der zionistische Herausgeber des »Juden«, Buber, noch der katholische Schriftsteller Wittig hatten ein Bezugssystem oder ein Werkzeug der Sichtbarmachung, das die Wirklichkeit ihrer Erfahrung einbegriffen hätte: Daß hier eine »Patientin« stand, auch aber vom Himmel ein Blitz der Liebe hernieder fuhr; daß hier ein »jüdischer« Freund gefunden war, auch aber ein Kind Gottes, offen in die Zeit gesandt; daß die eine apostolische christliche Kirche besteht, der Glaube aber, der sie gestiftet hatte, nicht eine Tugendpflicht allein, sondern eine offene Gnade des Himmels ist.

Alle drei hatten im persönlichen Leben eine Geschehensweise entdeckt, an der sie bisher vorbeigegangen waren, die sie jetzt aber mit der Begriffsschärfe existentialen Denkens erfassen konnten, die das Gegenüber des Mitmenschen, des »Bruders« gewährt. Wir bezeichnen sie durch die Kategorie des »Offenen«. Worin besteht diese Offenheit des Lebens der menschlichen Kreatur? Es gibt positives Recht, durch Satzungen ausgesprochen und sanktioniert, aber es gibt auch offenes, das heißt, sich eröffnendes, offenbar werdendes Recht. Jedes Liebespaar weiß es, und jede Revolution bezeugt es. Die Materialisten sehen *ihr* eigenes privates Recht, das trotz aller abstrakter Beweisführung in subjektiven Meinungen begründet ist. Die Positivisten sehen nur *das* Recht, das in Satzungsform verkündete und in korrektem Verfahren abänderliche Recht; dies öffentliche Recht wollen die Idealisten von

der Zufälligkeit seines Zustandekommens befreien und durch abstrakte, philosophische oder naturrechtliche Prinzipien befestigen. Die Gläubigen aber erfahren *dies* bestimmte Recht wie David, als er sagte: »Ist aber dieser Weg unheilig, so wird er heute geheiligt werden.« Ricarda Huch ist im Recht, wenn sie diesen Satz zitiert als »den Sinn der Heiligen Schrift«.

Jenseits der »positiv-rechtlichen« Kategorie der Natur, des Objekts der »bloß« physischen Welt, entdeckte der Naturwissenschaftler Weizsäcker die ungesicherte, offene, *eine* Gotteswelt, in der keine Kreatur »Objekt« ist. Denn Objekte kann es nur geben, so lange das Subjekt sich nicht mehr in der Welt, sondern ihr gegenüber befindet.

Jenseits der »positiv-rechtlichen« Kategorie der Kirche, der Gläubigen, der Kurie, der christlichen Welt, entdeckte der Kleriker Wittig die ungesicherte, offene Gotteswelt. In ihr hat keine Kreatur Gott gepachtet; es ist aber auch keine von Gott verlassen, es sei denn, daß sie sich darauf verläßt, Gott gepachtet zu haben.

Jenseits der »positiv-rechtlichen« Kategorie des Judentums und der Bibel entdeckte der Zionist Buber die offene, ungesicherte Existenz des Menschen.

Aus Briefen Franz Rosenzweigs¹ spricht dieser der Offenheit seiner Existenz inne gewordene Mensch:

Die Mauern sind gefallen. Wo wir uns . . . begegneten, da scheiden keine verwitterten Wände mehr Mensch von Mensch . . . Das, was uns geschehen ist, am Judentum, am Christentum, an

¹ Franz Rosenzweig wurde *bekannt* durch sein *Hegel und der Staat* und seine Entdeckung des frühesten Systemprogramms des deutschen Idealismus, *berühmt* durch den *Stern der Erlösung* (2. Aufl.; Frankfurt, 1929), *gelesen* in seiner Bibelübersetzung und der Verdeutschung des Jehuda Halevi und *verehrt* als der große Leidende, als er neunjährigem Siechtum ehern standhielt. Darüber siehe jetzt Miss Dorothy Emmer's Aufsatz, *Journal of Religion*, October, 1945. Die hier zitierten Briefe sind der Auswahl von Briefen entnommen, die der Schocken Verlag (1935) herausbrachte, Nr. 290, Kassel, 14. Januar 1920, und Nr. 292, 17. Januar 1920.

der Schöpfung (einerlei! vielleicht auch an allen drei zusammen), das ist das Lebendige; und aus diesem in keine Orthodoxie zu fesselnden lebendigen Leben kann allein der Ruf der Auferstehung in das Gebeinfeld des europäischen und deutschen Daseins erschallen.

Und an seine Braut:

Sieh, das ganze Geheimnis des Lebens steckt wirklich in der Wahrhaftigkeit. Nicht verleugnen, was einem Großes geschehen ist. Ich habe Gottes Rutenstrieche und seine sanften Hände unmittelbar an meinem Leibe verspürt – soll ich da ein großes Wesen machen aus »erziehlichen« Veranstaltungen? »Für die Erwachten gibt es eine gemeinsame Welt« (Herakleitos). Ich habe mich lange gesträubt, so zu sprechen, wie ich jetzt spreche. Eugens Zorn... ging hierauf, daß ich das nicht wollte. Ich meinte, die Wunder, die ich selber erfahren hätte, die müßte ich als Privatgeheimnis bewahren und das »jüdische Leben«, das ja einmal kommen würde, sei die Hauptsache. Jetzt ist »das jüdische Leben« da; und nun habe ich den Mut: 1914 glaubte ich nur an das jüdische Leben und hielt meine eigenen Wunder nicht für der »Rede« wert. Nun ist es anders, nun halte ich sie der Rede wert, nun will ich davon zeugen.

Die freie Seele in Franz Rosenzweig, dem mit Buber die Bibel übersetzenden Juden, überwand in Buber den in das Gesetz des »Judeseins« eingefangenen »positiven«, öffentlichen Vertreter des Judentums. Die Kreatur Mensch konnte wiederum wunderfähig werden.

Jeder freilich, ob Jude, Heide oder Christ, hat solche offenen und wunderträchtigen Erfahrungen. Die Frage ist, ob er sie annimmt und bereit ist, seine geistige Struktur ihrer verwandelnden Macht zu unterwerfen, mit anderen Worten, ob er, aus der Wahrhaftigkeit offenen Daseins lebend, es vermag, seine Erfahrung geistig zu fassen, und es wagt, von ihr Zeugnis abzulegen. Für Buber, Wittig und Weizsäcker bedurfte es einer außerhalb ihrer geformten geistigen Welt stattfindenden Erschütterung, um ihr

Denken zu erneuern.¹ »Ganze Völker mögen ihren Glauben wechseln, bevor ein Gelehrter seine Denkkategorien ändert.« Bubers Ehe mit einer christlichen Deutschen war in seinem öffentlichen Denken nicht im geringsten zur Wirksamkeit gekommen. Weizsäcker hatte den Versuch gemacht, den Geist bloßer Wissenschaft, als den Widergeist der Zeit, zu bekämpfen – wie sollte er das »als Mediziner« vollbringen, wenn selbst die Psychoanalyse zur zünftigen Technik wurde? Für Wittig bedeutete die Kirche die »Selbstverwirklichung der christlichen Seele«,¹ das Menschengeschlecht erkannte er als die von Gott erschaffene Kreatur – aber wie sollte ein Priester klar machen, daß Gott das klarer macht als der Klerus? Dorthin gelangte er erst, als ihm im gegebenen Falle widerfuhr, daß seine Kirche weniger glaubte als sein Freund.

Zeugenschaft aus der Wahrhaftigkeit offenen kreatürlichen Daseins war die Gesinnung, der die *Kreatur* ihre Entstehung und ihre Leistung verdankte. Wie jedes solche Unternehmen konnte sie ihr Grundprinzip nicht überall in Reinheit behaupten. Aber als Ganzes blieb oder wurde sie vornehm und wahrhaftig. Sie hatte einen besonderen Charakter: Sie hatte Atem.

Daß der Geist sich als Atemstoß äußert, begriffen wir von Anbeginn. Auch dieser Geist mußte im Rhythmus des Ein-

¹ Weizsäcker, Ehrenberg, Rosenzweig hatten die Zersplitterung der Fachwissenschaften schon 1910 in dem sogenannten Baden-Badener Unternehmen zu überwinden getrachtet. Die Gruppe, die damals von ihnen aufgefordert wurde, bewußt das 19. Jahrhundert mit seiner Klassik und Romantik hinter sich zu werfen, scheiterte an dem Atheismus oder Köhlerglauben der meisten Teilnehmer. Siehe Rosenzweigs *Briefband*, S. 49 ff. Der Zusammenbruch aller äußeren Sicherheiten war notwendig, um zu der weltlichen Haltung Baden-Badens die unverlierbare Beziehung zu Gott, dem Schöpfer der Welt und Sprecher zu den Menschen, wiederherzustellen. Erst dann konnte aus Natur Kreatur werden. Denn solange Gott nicht spricht, ist der Mensch noch unfähig, sich und die Natur mit dem einheitlichen Wort des Geschöpfes zu bezeichnen. Der bloß selbst denkende Mensch, der in Baden-Baden dominierte, bleibt ewig der Natur *gegenüber*.

¹ »Die Kirche als Selbstverwirklichung der christlichen Seele«, lautet der Titel eines Kapitels von Joseph Wittig im *Alter der Kirche*, I, 45–78.

und Ausatmens sein Wort sagen und es sich dann gesagt sein lassen! Vielleicht war es die größte Tugend der Zeitschrift *Die Kreatur*, daß sie auf Vergänglichkeit angelegt war. Sie dauerte vier Jahre und hatte überhaupt nie beabsichtigt, sich zu »etablieren«. Sie wollte sagen, was sie zu sagen hatte. Wenn der Mensch sterben muß, wie viel mehr noch sein Geist. Jesus legte seinen Geist in des Vaters Hände zurück. Und von dieser seiner Handlung hängt alle Geistesfreiheit ab.

Die heutige Organisation unserer Gesellschaft läßt Individuen vor ihrem leiblichen Tode geistig sterben, indem sie »durch Rücktritt« Abschied nehmen. Der Gruppengeist aber sucht noch immer die abstrakte Permanenz der Korporation, die Dauer der juristischen Person. Die Zeitschriften, die weiterlaufen, weil sie existieren, sind noch ungetauft von dem Geist unserer Zeitrechnung, der auf Unterbrechung und Wandlung gegründet ist. Sein Rhythmus ist nicht von uns, sondern von dem Schöpfer bestimmt. Nikolaus Cusanus nannte den Menschen einen begrenzten Gott. Darum gibt Gott ihm sein Leben, und er gibt Gott seinen Tod. Gläubig, kreatürlich war also auch das zeitliche Leben der *Kreatur*. Um für vier Jahre ein solches Unternehmen aufzubauen, bedurfte es wirklichen Glaubens. Darf sein Ursprung in dem Erlebnis existentieller Notwendigkeiten gesucht werden, das seinen Herausgebern widerfuhr, so ist sein sinngemäßes Ende dem Umstand zu verdanken, daß auch sein Verleger aus der Offenheit schlichten Vertrauens heraus handelte, die den Herausgebern den Mut zu ihrem Unternehmen gegeben hatte. Es ist derselbe Lambert Schneider, der jetzt im Verlage der Winterschen Universitätsbuchhandlung in Heidelberg eine neue Zeitschrift veröffentlicht, die den Namen *Wandlung* trägt.¹ Die Tren-

¹ *Die Wandlung: Eine Monatsschrift*. Unter Mitwirkung von Karl Jaspers, Werner Krauß und Alfred Weber, herausgegeben von Dolf Sternberger. Verlegt von Lambert Schneider in Heidelberg bei Carl Winter, Universitätsverlag.

nung der Gebildeten vom Volk hatte ihren Grund in einer unlebendig starren Verehrung der Gebildeten für die Geistesart der Vergangenheit. Wer die Vergänglichkeit, den Rhythmus, die Unterbrechungen, die Revolutionen der geistigen Formen ernst nimmt, kann, zurückgeworfen auf die schöpferische Fortdauer des Lebens selbst, erlöst werden von falscher Romantik. Darin kündete, vor zwanzig Jahren, die *Kreatur* eine gesunde »Wandlung« an.¹ *Patmos* begab sich außerhalb der amtlichen und anerkannten Wirklichkeit. *Die Kreatur* sprach von *Patmos'* Wirklichkeit zurück in die Welt. So ist *Die Wandlung*, die neue Zeitschrift, vielleicht die dritte Brechung der einen Woge.

Die dritte Brechung derselben Welle? Läßt es sich denn am Ende deutlich sagen, was diese Welle emporhob und jetzt weiterträgt? Ich glaube, daß das möglich ist und daß »Literatur«-Geschichte das wissen muß, um zu verstehen, daß die bloß weltliche Literaturgeschichte heut zu Ende ist. Das Wort, geschrieben oder gesagt, und der Glaube sind nämlich in dieser Welle unlöslich zusammengeschmiedet. Literatur aber und Religion waren säuberlich getrennte Schubkästen in der »Neuzeit«. Weshalb dieser Unterschied? Der Schriftsteller teilt mit, der Denker disputiert und beweist. Sie brauchen dazu das Schatzhaus der Sprache. So dachten die Grimm und die Theoretiker der Sprache. Aber wir sagen: der Sprecher wird anders durch das, was er sagt oder schreibt. Wir sprechen uns in die Welt, und wir werden in unser Schicksal hineingespro-

¹ Die Zeitschrift *Die Kreatur* erschien von 1926 bis 1930 im Verlag von Lambert Schneider in Berlin. Auf einige dort veröffentlichte Arbeiten sei besonders hingewiesen: V. von Weizsäcker, *Die Schmerzen, Der Arzt und der Kranke*; Martin Buber, *Chassidische Geschichten und Zwiesprache*; Joseph Wittig, *Aus meiner letzten Schulklasse, Das Geheimnis des »Und«, Der Weg zur Kreatur und Laß den Mond am Himmel stehn*; Eugen Rosenstock, *Die Polychronie des Volkes*; Florens Christian Rang, *Vom Weltbuch der Person, Intuition, und Historische Psychologie des Karnevals*; Rudolf Ehrenberg, *Gottesreich und organisches Leben*; Hugo Bergmann, *Der Physiker Whitehead*; Nikolai Berdjajew, *Das Ende der Renaissance*.

chen. So glaubt *Die Kreatur*, so spricht Johannes auf Patmos, so widerfährt es denen, die »sich wandeln«. Das Schicksal des Sprechers und des Schreibers unter ihren eigenen Worten – das ist die neue Frage. Aber sobald ich selber durch mein Wort werde, überfällt mich eine unerhörte Furcht, eine große Ehrfurcht vor meinem Wort. Es hört auf, bloß »mein« Wort zu sein. Denn nur Narren wollen sich selber machen. Sobald ich das Sprechen nicht als Mitteilung, sondern als die Weiterschöpfung meiner selbst ansehen muß, weiß ich auch schon, daß an meinem Wort jemand mitspricht, der größer ist als ich, nämlich der Gott, an den ich jeweils glaube, während ich mir zuspreche und während ich aussage. Dies ist also das Neue. Das 19. Jahrhundert fragte: was tut der Denker den Dingen an, die er denkt? Wir fragen: was geschieht dem Sprecher dadurch, daß er spricht? Und wir antworten, er betritt Neuland; und indem der Mensch spricht, entdeckt er in sich selber den Unterschied von Gott, Mensch und Tier, der allein unser Sprechen wahr und wahrhaftig macht, weil unser Wort sich in unserem Leben bewähren muß.

1947

POSTSCRIPT
EINES GEWESENEN RECHTSHISTORIKERS

»Die Deutsche Rechtsgeschichte« ist im Begriff, selbst Gegenstand der Rechtsgeschichte zu werden. Denn die von Eichhorn bis Stutz reichende Geschichte dieser Wissenschaft zeigt, daß sie selber eine Institution der Epoche der National-Staaten gewesen ist.

Mein bescheidener Beitrag zu der Geschichte dieser Institution »Deutsche RG.« ist der des Ausscheidenden. Immerhin mag auch er in ein Archiv gehören. Zum Archivar bestelle ich Hans Thieme, dessen Güte und Wahrhaftigkeit mich mit Freuden an ein Gebiet denken läßt, in dem es sonst für mich nicht sehr viel Menschenfreundliches gegeben hat.

Ich übermache Hans Thieme die paar dürren Fakten von 1902 (Erwerb der Grimmschen Rechtsaltertümer) bis 1966, nämlich bis zu den »Interims des Rechts« für Franz Bayerle, die nicht in die Festschrift für ihn gelangten, weil in die nur Witze und Jokusse hineingingen, und das nach den 50 Jahren von 1914 bis 1964! Darum mußte ich die »Interims des Rechts« auf meine eigenen Kosten und im Selbstverlag drucken. Sie sind nämlich ernst gemeint. Und so habe ich am Schluß dieser Festschrift am Grabe der deutschen Rechtsgeschichte die Hoffnung durchblicken lassen, es möge einmal eine Rechtsgeschichte geben, in der von der Bewältigung des Unrechts die Rede sein werde.

Genau diese selbe Hoffnung sprach ich in der Vorrede zur ersten Auflage von »Königshaus und Stämme« 1914 aus, und sie ist mir damals von dem tauben und blinden Papst der deutschen Rechtsgeschichte Ulrich Stutz höchlich verübelt worden. Er, Stutz, schrieb mir noch vor Kriegsausbruch, ich würde Jahrzehnte benötigen, um diese meine Lästerung wiedergutzumachen. Dieser seelentaube Mann hat sich noch 1934 bei den Nazis durch einen an den Haaren herbeigezerrten Angriff auf mich zu empfehlen

gesucht. Er war eben einer jener Akademikertypen, die es unvermeidlich gemacht haben, daß unser armes Volk auf die Hitlers hereinfliegen mußte. Denn er bot Steine statt Brot, Rechtsgeschichte, ohne daß der Historiker unter dem Unrecht mitlief, Wissenschaft also ohne Risiko. Und die darf es nicht geben. So ist für mich von 1910 bis 1966 eine einzige Stunde, in der sich die Rechtsgeschichte selber ihren Lehrstuhl unter sich weggezogen hat.

Dazwischen liegen meine Erfahrungen mit den Rechtshistorikern; da ist 1. meine ehrfürchtige Beziehung zu Otto v. Gierke. Um seine Korporationslehre hat all mein politisches Sinnen gekreist. Denn ich habe immer gefühlt, daß sie gleichzeitig großartig und zu eng sei. Er hat mein erstes Buch in die Welt eingeführt, die unschuldige Dissertation, die ich mit 18 Jahren begann und mit 20 abschloß. Herr Siegfried Bader hat dieses Knabenbuch, übergelehrt und lehrlinghaft, wie es naturgemäß zu sein hatte, nach dreiundvierzig Jahren aufgespießt und in das 19. Jahrhundert verwiesen (Histor. Zts. 1953). Bader hat aber seinen Hörern verschwiegen, daß ich bereits 1914 in dem Durchbruch von »Königshaus und Stämme« sämtliche Kategorien entwickelt habe, auf die Bader selber 1953 erst tastend hinsteuert. In der Baderschen Haltung von 1953 begegnet wieder die gleich anfangs mich erstauende und mir die Rechtshistoriker so merkwürdig machende Haltung: ihre Unfähigkeit, neue Kategorien aufzunehmen. Die von der Historischen Schule in dem juristischen sowohl wie in dem kleindeutsch-nationalen Zweige entwickelte idealistische Denkweise verweigerte allen *Konflikten* die Anerkennung. Wie über v. Loeschs Leben und Wirken stand über dieser naturhaften Betrachtung des nationalen Lebens als Motto das erschreckende Untertanenwort des Gerichtsrats in Goethes »Natürlicher Tochter«. Eugenie fragt:

»Was ist Gesetz und Ordnung? Können sie
der Unschuld Kindertage nicht beschützen?

Wer seid denn ihr, die ihr mit leerem Stolz
durchs Recht Gewalt zu bändgen euch berührt?«

Und die selben Juristen, die dem 14jährigen Fabrikarbeiter in sein Bürgerliches Gesetzbuch dreist die Gesindeordnung von 1910 für seine Vertragsfreiheit hineinschrieben, hatten von 1815 bis 1933 geantwortet:

»In abgeschlossnen Kreisen lenken wir,
gesetzlich streng, das in der Mittelhöhe
des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben sich in ungemessnen Räumen
gewaltig seltsam hin und her bewegt,
belebt und tötet ohne Rat und Urteil,
das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl
vielleicht berechnet, bleibt uns rätselhaft.«

Eugenie:

»Und ist das alles? Hast du weiter nichts zu sagen,
zu verkünden?«

Gerichtsrat:

»Nichts.«

Zuerst in »Königshaus und Stämme« hatte und habe ich diesem Nichts ein Etwas entgegengestellt. Dies habe ich mit meinem »Ruf« als Germanist bezahlt, aber dies hat mich in den Kriegs- und Revolutionswelten, wie sie von 1914 bis 1945 das Untertanendenken zerfetzten, an Leib und Seele gesund erhalten, und so sind der Preis und der Gewinn nicht ungleich bemessen gewesen. Seltsam nur, daß der Preis der moralischen Mißhandlung über all die 40 Jahre mir immer neu abgefordert worden ist. Denn die kleindeutsche historische Schule ist ja nicht tot. Ulrich Stutz brach das dem Frontsoldaten gegebene Wort und ließ mich 1915 von einem Reklamierten ebenso schäbig abstechen (Savigny Zts. 1915), wie er 1934 über den seiner Heimat gerade damals Beraubten, den eben seines Lehramts verlustig gehenden in den SB. der Berliner Akademie einen an den Haaren herbeigezogenen Spottkübel ausgoß. Und so hat mich noch Mitteis vor seinem Tode öffentlich behandelt. *Dabei wußte Mitteis es besser!* »Pri-

vatim« nämlich las mans auch damals anders. Da wurde mit Lob nicht gezeit. »Aber grüß mich nicht unter den Linden!« Das ist die zweite »merkwürdige« Erfahrung. Dabei kann es sich nicht um bloße persönliche Liebenswürdigkeit oder Höflichkeit handeln. Der stärkste Akt solcher Spaltung scheint ja gerade jetzt sich anzubahnen, zwischen der öffentlichen Kritik Schönfelds und seinem Schreiben an mich vor zwei Jahren. Dies letztere Schreiben war privat, aber spontan und ganz freiwillig. In dem Privatbrief steht der bemerkenswerte Satz auf S. 2.

»Ich bin ohne jede Einschränkung davon durchdrungen, daß Ihnen der von vielen vergeblich erstrebte und ersehnte Durchbruch in eine uns bisher verborgene oder verschlossene Welt des Geistes gelungen ist.«

Die öffentliche Rezension aber scheint die vielen Einschränkungen zu bringen, die er mit Kraft in dem Brief von sich weist! Wie soll denn der Geist zum Leben kommen, wenn so verfahren wird? Daß daran jede Zunft sterben muß und gestorben ist, ist alte Wahrheit. Ich lege aber den Schönfeldschen Brief für den Archivar bei, damit es auch hier dokumentarisch belegbar sei, wie wieder einmal ein Fach zu Grunde gegangen ist. Wollte ich die Liste der Plagiate, Wutgeheule usw. vollständig machen, so wäre kein Ende. Erwähnen will ich nur das krasse Beispiel des Herrn Weisgerber in Bonn, der meine Lösung der Herkunft von »Theotisce«, »deutsch« plagiirt hat, in einem pompösen Buch, mich aber ausschließlich für eine kleine Nebensache zitiert, die ich garnicht behandelt habe und die in meiner Schrift über Deutsch *nicht* zu finden ist! Dieser Mann hält sich für einen Gelehrten, Ordinarius der allgemeinen Sprachwissenschaft. Da es noch weniger Vertreter dieses Faches gibt als Germanisten, so ist vielleicht die Tiefe der Immoralität je nach der Kargheit der Zunftgenossen und ihres Zunftneides bemessen.

Da ich immer, wie man sagt, »bei Wege gezimmert habe«, so »muß ich viele Meister han«.

Ich will dies Postscript mit zwei Teilansichten beenden. Die eine betrifft das physische Aussterben der Rechtshistoriker. Die unglaubliche Papyrustollheit der Romanisten und die Sterilität der Stutzschule entsprangen beide dem gleichen Mangel an politischem Sinn. Den Schweizer Republikaner Stutz verdroß es nicht, das Psalmenwort: »sub alis tuis protegas nos« auf den schwarzen Adler des preußischen Staates auszudeuten. Die Einmauerung in *geistige Sackgassen* ist dem physischen Aussterben der Zünftler *vorausgegangen*. Kein Bestreben wird an dieser Reihenfolge etwas ändern. Dem Durchbruch aber in Kategorien, welche die Trennung in Kanonistik, Germanistik, Romanistik ein für allemal hinter sich lassen, einem Durchbruch, den ich unternommen habe, hat man jedes Gehör verweigert. Ich glaube nicht, daß er ohne Stab, Geld, Volksinteresse, noch nachträglich vollzogen werden wird, trotz des Schönfeldschen Briefes. Die Rede Baders beweist, daß nur eine engstirnige und engherzige Restauration betrieben wird.

Da wird z. B. die wichtige Entdeckung, die in »Out of Revolution« steht – *nicht* in den deutschen »Revolutionen«! – von dem Problem der Akzentverschiebung nicht gefördert werden können. Ich habe nämlich die Eimersche Lehre in der Biologie auf die Akzentuierung der Phasen des gesetzgeberischen Prozesses übertragen können. Ich habe nachgewiesen, daß die Einführung der *Bewährungsfrist* zwischen Urteil und Vollstreckung nur ein modernes winziges Beispiel für einen umfassenden soziologischen Ausweg ist, der 1076, 1521, 1688, 1789, 1917 in den großen Rechtsumbrüchen für das Rechtsganze beschrritten worden ist.

Daraus folgt: Der Gesetzgebungsvorgang, die Findung, Schaffung, Einsetzung vom Recht, ist aller Zeiten gleichmäßiges Anliegen: Richter, Parteien, Ordnung, Präzedenz usw. sind Ur-lagen. Was sich allein verschieben und verlagern kann, ist der Akzent, der auf den verschiede-

nen Etappen dieses komplizierten geistigen Verarbeitungsprozesses liegt. So wie sich z. B. die »fliegenden Fische« darstellen als die Gattungen, in denen die jedem Laich notwendigen Schwingen in Permanenz erklärt worden sind, so unterscheiden sich die Rechtsepochen durch Betonung und *permanente Hervorhebung* einer der *vorübergehenden* Phasen des rechtssetzenden Prozesses. Nicht ein einziger Rechtshistoriker hat zu dieser Frage auch nur referierend Stellung genommen. Die Desorganisation einer Wissenschaft muß doch weit gediehen sein, wenn sogar die *Registrierung* einer solchen Lehre unterbleibt. Der zweite Aspekt, den ich erwähnen möchte als archivalisch wertvoll, ist mein Verhältnis zu Otto v. Gierke. Ihm habe ich 1919 in einem langen Schreiben meinen Exodus begründet, und in der »Hochzeit des Kriegs und der Revolution« steht der damals gegen Goethes Gerichtsrat geschriebene Satz: »Gewesen sind wir zweimal im Unendlichen, in der Unendlichkeit des Kriegs und in der Unendlichkeit der Revolution. Emporgleiten müssen unsere geläuterten Herzen; denn ihrer beider Zeitalter ist vergangen.«

Aber Gierke war steinalt und hat den Mangel seiner Korporationslehre nicht mehr wahrnehmen dürfen; so wenig wie Grimm ist er aus der Romantik herausgetreten. So blieb ich innerlich 1919 trotz des Exodus noch der romantischen Rechts- und Sprachschule verschuldet. Offenbar mußte ich noch dieser beiden Herren Häresie hinsichtlich des »Logos« von Joh. 1, 1 völlig durchdringen und durchschauen und aus den Angeln heben lernen, ehe ich von meiner Mitverantwortung an diesen großartigen Irrlehren frei werden konnte. In meinem – nirgends auch nur registrierten – Nachweis, daß jede einzelne Korporation oder gesetzliche Person aus einem *einheitlichen* Gesamtvorrat an Namenskraft und Geistesmacht schöpft, gelang mir dieser Schritt ins »Industrierecht«. Erst damit ließen sich die Irrtümer der Romantik erklären. Denn nun ergab

sich, daß auch sie den Rechtsbestand wie die »Aufklärung« aus einzelnen Instituten zusammengesetzt sich vorstellte. Man konnte also die »einzelne« juristische Person erklären, man konnte den einzelnen Staat oder die Kirche oder den Verein an und für sich definieren. *Das ist aber der Irrtum.* Bertalan Schwarz hat ja den schönen Nachweis geführt, daß Savigny naiv das Rechtssystem der Aufklärung übernommen hat. Darauf habe ich im »Industrierecht« weitergebaut, und dort und in den »Revolutionen«, der »Soziologie I« und in »Heilkraft und Wahrheit« ist der Gegenbeweis geführt, daß nämlich sogar noch die lumpigste kleine juristische Person – wie auch der einzelne Staatsbürger oder jeder einzelne Staat – sich nur eines *Anteils* an einem Ganzen bemächtigen können. Goethes »Und was man ist, das bleibt man ändern schuldig« ist gerade im Rechtsleben wahr. Jede juristische Person nimmt etwas weg! Und es fehlt dann dies Etwas anderswo. Das bleibt unschädlich, *wenn* und solange es gewußt wird. Aber 1870 wurde es total vergessen. Also noch der Spuk der »Machtergreifung« von 1933 war ein letzter Ausfluß der falschen Rechtslehren des 19. Jahrhunderts, da auch hier weder Staatenwelt, noch Geisteshaushalt, noch Logos den individuellen Rechtsträgern überstellt worden waren. Doch genug. Ich habe nur an den zwei angedeuteten Beispielen meiner Aussöhnung mit der tieferen antidarwinistischen Strömung in der Biologie und meiner Heimholung des politischen Haushaltes in die – *enttheologisierten* – Ordnungen des Glaubenslebens – *wo das Ganze allen Teilen vorausfliegt* – dem »Archiv« den Umfang meines Exodus mitzuteilen gehabt.

Zu erwähnen bleibt noch ein großer Torso, um den es schade ist. Mein »Deutsches Privatrecht«, aus dem in Wahrheit eine geschichtliche Selbstenthüllung der biographischen menschlichen Gestalt geworden war, in deren »zivilrechtlicher« Offenbarung die germanischen, ekklesiastischen, kanonistischen, romanistischen Schichten, eine

nach der anderen sich als glühende Lavamassen ausgeprägt haben, vom Tode her, vom ewigen Leben, vom Eheschließungsmoment aus, aus dem Mannesalter von 45, und nun, von der Geburt aus, haben sich diese geologischen Schichten jeweils des ganzen Menschen rechtlich zu bemächtigen gesucht. Daß »der Mensch« aus je einem seiner Lebensalter vielleicht vollständig rechtlich zu begreifen und zu gestalten sein müsse, daran hat kein Zeitalter zweifeln mögen. Wir aber müssen gerade daran zweifeln. Erbrecht, Eherecht und Vertragsrecht als Dominanten haben je einer 500jährigen Rechtsepoche ihren besonderen Charakter verliehen. Die Kommunisten versuchen es mit einem Unmündigkeits»tutelar«recht. Wir also sollten dagegen beherzt ein Recht der Lebensalter pluralistisch statuieren. Doch genug...

*

Die Nazis haben mir 1933 das Stenogramm dieser Vorlesung gestohlen. Sie hofften wohl, in ihm Material gegen mich zu finden. Meine »Verluste« aus Krieg und Revolution sind seltsamerweise fast alle der selben Art wie der dieses Rechts der Lebensalter. Einen Ausweg aus Sackgassen, eine weittragende neue Lehre hat mir das Leiden geschenkt, aber es hat auch alle Organe zu ihrer Ausbreitung mir genommen. So wie ich von 1916 bis 1931 mir das Drucken der Europäischen Revolution selber verbot, weil der in »Europa und die Christenheit« 1919 öffentlich ausgerufene Samariterdienst aller Gelehrsamkeit vorgehen mußte, so ist mir das durch Bücher oder Amt Wirken auch da mißlungen, wo ich nicht freiwillig verzichtet habe.

Deuten kann ich dies Mißverhältnis nicht. Denn angeblich schreit die Welt gerade nach dem, was sich mir aufgetan hat. In Wahrheit aber hält sie sich gerade diese Einsichten mit aller Macht vom Leibe.

1953, ergänzt 1967

Interview in Münster

Ein Wissenschaftler, der als Gastdozent nach Deutschland kam, und zwar nach Münster, war der Philosoph Eugen Rosenstock-Huussy. Als wir mit ihm Verbindung aufnahmen und den Fragenkreis grob skizzierten, wies er darauf hin, daß der Akzent zweifellos weniger auf das Ereignis der Emigration fallen dürfe als auf dem der Immigration liege. Das war der Standort, von dem aus er auf unsere Fragen einging.

Frage: Herr Professor Rosenstock-Huussy, Sie sind Gast an der Universität Münster gewesen und haben während eines Semesters für deutsche Studenten gelesen. Ist das Ihr erster Besuch nach dem Kriege seit der Emigration?

Antwort: Nein. Ich bin 1933 ausgewandert, aber 1950 bin ich von meiner alten rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät in Göttingen eingeladen worden, deutsche Rechtsgeschichte, oder was ich wollte, zu lesen; bei der Wahl der Vorlesungen habe ich mich langsam auf das Gebiet hinübergeschlagen, das ich nun in Amerika betreue. Denn zu meiner Auswanderung hat auch gehört, daß ich ein anderes Fach ergriffen habe; mit meinem ursprünglichen konnten die Amerikaner nichts anfangen. Schrittweise – 1950, 52, 56, 57, 58 – habe ich dann das Gebiet, das ich mir in Amerika erobert habe, auch hier in Deutschland lehren können. Ich habe also einen langsamen Weg hinein in das amerikanische neue Wissensgebiet auch hier auf deutschem Boden zurückgelegt. Es war sehr schwierig. Sie haben mich ja schon als Emigranten bezeichnet. Es ist wohl das Allerschwerste, zu Hause in neuen Kleidern aufzutreten und das, was man sich hinzu erworben hat, so zur Geltung zu bringen, daß die Kenntnis, die die Leute von einem erwarten, überschattet wird von dem, was man dazugelernt hat.

Es ist ja wohl für alle Auswanderer in ihrer Beziehung

zur Alten Welt schwierig, daß die Alte Welt nur den Augenblick der Auswanderung festhält und sagt: wenn er zurückkommt, ist er noch derselbe. Das gilt für uns aber nur mit Einschränkung. Denn zum Wichtigsten, was ich in Amerika gelernt habe, gehört, daß vieles von dem deutschen oder europäischen Wissensgut für die Amerikaner nicht gut ist. Es ist ein großes Leiden, daß die Amerikaner in ihrer Demut, so muß man es nennen, in ihrer Bescheidenheit, in ihrer geistigen Anspruchslosigkeit, so können Sie es auch nennen, sich willig die Kulturgüter Europas von Fachleuten haben übermitteln lassen, die weiter in den europäischen Kategorien gedacht haben. Ich bin der erste Professor an meinem College gewesen, der den Beitrag der Amerikaner zur Philosophie in einer besonderen Vorlesung herausgestellt hat. Ich habe mich auch in meinen anderen Lehrfächern wohl gehütet, einfach weiterzureden, so wie ich es in Deutschland getan hatte. Ich habe mich bemüht, die ganz anderen Vorstellungen meiner Studenten drüben in der Neuen Welt meinen Lehren zugrunde zu legen. Die Welt, die dem amerikanischen Studenten, der zu mir kommt mit seinen etwa zwanzig Jahren, wirklich vertraut ist, ist die Welt des Sports. Da hat er alle seine Tugenden und seine Erfahrungen, seine Neigungen und sein Interesse, und ich habe also meine ganze Soziologie um die Erfahrungen, die ein Amerikaner im Sport und im Spiel macht, aufgebaut. Dabei habe ich bestätigt gefunden, was schon in meiner deutschen Soziologie stand, aber in Europa gar kein Interesse fand, daß in der Welt des Spiels die Völker ihre Jahrtausende alten Erfahrungen aufbewahren, so wie beim Pfänderspiel das Gerichtsverfahren der alten Deutschen heute noch spukt: Was soll der tun, dessen Pfand ich habe in meiner Hand? So ist ja der Krieg, der Eheschluß und alles andere in irgendeiner Form des Spiels enthalten. Es wird eben damit gespielt. In Europa könnte man eine Soziologie auf einer Soziologie der Kunst auf-

bauen, in Amerika auf einer des Sports. Die Erfahrungen des Europäers mit Bach, Wagner und Beethoven muß man sozusagen auf die sportlichen Erfahrungen transponieren. Sie können nicht bei den schönen Künsten an Erfahrungen anknüpfen, die ein junger Mensch mit den Italienern macht. Sie können aber den Menschen sehr wohl daran erinnern, daß er im Skilaufen lyrisch, im Fußball dramatisch, im Schwimmen episch zu leben lernt, so daß er plötzlich erkennt, daß diese Vorgänge, die er im Spiel unbewußt und gemeinschaftlich erlebt hat, schon seine erste Philosophie darstellen, kurzum, daß er sehr viel vom Leben weiß. Würde ich da irgendeine europäische Ästhetik, Soziologie oder Romantik eingemischt haben, so hätten meine Leute das Empfinden, daß ich einen europäischen Kopf auf ihr amerikanisches Herz pflanzen wolle. Davor habe ich mich ängstlich gehütet.

Frage: Wenn Sie das heute sagen, so sprechen Sie von Erfahrungen. Aber als Sie 1933 den Entschluß faßten, Deutschland und Europa zu verlassen, da wußten Sie ja nicht, was Sie erwartete. Darf ich Sie noch einmal an diese Zeit erinnern und vielleicht damit heraufbeschwören, was Sie veranlaßt hat, fortzugehen und wie Sie versucht haben, all das Neue, was auf Sie zukam, zu meistern?

Antwort: Das ist eine sehr ernste Frage, und meine Antwort mag etwas unbescheiden klingen, aber ich will bei der Wahrheit bleiben. Als der Krieg 1918 zu Ende ging, da habe ich nicht nur gesehen, daß der Krieg verloren war, sondern daß Europas Vorherrschaft in der Welt zu Ende sei und daß Deutschland seinen staatlichen und souveränen Machtanspruch verloren habe, daß es sich in der Zukunft nur unter Zubilligung der ganzen Welt behaupten werde. Ich habe Hitler heraufkommen sehen und habe schon 1919 gedruckt und ausgesprochen, daß wir versuchen müßten, ihn zu überleben. Daß wir also jenseits Hitlers erst die eigentlichen Resultate des Ersten Weltkrieges würden anerkennen müssen. Ich dachte 1919

freilich nicht, daß ich ein Recht hätte, aus dem besiegten Deutschland herauszugehen. Ich habe sozusagen die Totenwache gehalten und habe gedacht, da ich das Land sehr liebte und sein Soldat und sein Lehrer gewesen war, ich müßte, solange es irgend ging, aushalten und die Zukunft vorbereiten. Ich habe Arbeitsdienste ins Leben gerufen, ich habe Werkzeitungen gegründet, ich habe mich so sehr es ging meiner akademischen Vorrechte enthalten oder entkleidet und habe versucht, mit den Menschen zu leben, die ohne die romantischen, idealen und patriotischen Vorbilder in Zukunft würden leben müssen, habe versucht, sie lebensfähig und lebensstark zu machen. Man hat mir zu meinem siebzigsten Geburtstag kein schöneres Kompliment machen können, als daß mich Walter Hammer den »Erzvater des Kreisauer Kreises« genannt hat. Denn viele von den Männern des Kreisauer Kreises sind aus den Lagern hervorgegangen, die wir in den zwanziger Jahren in Deutschland abgehalten haben. Als nun aber nichts half, und als nun das von mir selbst Vorausgeahnte 1933 hereinbrach, habe ich nicht lange gezögert. Ich war der Überzeugung, daß nicht von mir verlangt werden könnte, über das Unmögliche hinaus noch weiter zu bleiben, und ich bin in die Neue Welt gegangen, nicht mit irgendwelchen Plänen oder Vorsätzen, sondern mit dem Gefühl allerer, die nach Amerika ausgezogen sind, um Amerikaner zu werden in dem Glauben, der in der Bibel dem Abraham zugeschrieben wird. Er hat auch nicht mehr gewußt, als daß er aus dem Land seiner Väter hinausgehen sollte. Er hatte keine Ahnung, was seiner harrte, und ich versichere Sie, wenn man in New York landet, dann weiß man auch nicht, was eigentlich werden soll. Man hofft nicht; aber man glaubt. Ich habe die Bereitschaft aus der Alten Welt mit hinübergenommen in die Neue, meine bisherigen Tätigkeiten aufzugeben. Ich habe zum Beispiel sofort, was ich gar nicht nötig hatte, den Vorsitz im Weltbund für Erwachsenen-Bildung in London niedergelegt.

Ich mußte das ja nicht. Es war ja eine internationale Körperschaft, und es war wahrscheinlich sehr töricht, damit die einzige Stellung in der weiten Welt, die ich hatte, aufzugeben. Ich war von vierhundert Delegierten der ganzen Welt von Australien bis Timbuktu 1929 zu diesem Amt ad personam gewählt worden. Immerhin, ich war Dozent in Deutschland, ich war ein angesehenener Mann, und es wäre also ein Vertrauensbruch gewesen, wenn ich jetzt als armer Auswanderer dieses Amt weitergeführt hätte. An der Niederlegung dieses Amtes sehen Sie also, wie radikal ich den Schnitt gegen meine bisherige Welt gemacht habe. Wenn Sie aber daraus vielleicht eine Lehre für den Auswanderer nach Amerika überhaupt ziehen möchten, so will ich auch da Ihnen zu helfen trachten. Sehen Sie, ich war schon mit 45 Jahren ein gemachter Mann, ein geprägtes Profil. Ich stand nicht nur im Kürschner, sondern auch im Konversationslexikon, und es war mir völlig klar, daß Amerika solche vollentwickelte Charaktere eigentlich nicht als Einwanderer aufnehmen könnte. Amerika mußte eben auch von mir die Chance erhalten, daß ich neu anfangen, erst sehen wollte, wozu ich mit meinen besonderen Gaben drüben vielleicht fähig sei. Ich war also bereit, Farmer oder Kaufmann zu werden oder Professor zu bleiben oder ein Professor für etwas anderes zu werden. Ich ließ alles dahingestellt. So habe ich mich also die ersten Jahre, etwa sieben, bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges drüben von den Wellen tragen lassen, bin ziemlich viel herumgeboxt worden und habe dann schließlich das Gefühl gehabt, nicht oben im Oberstock der akademischen Welt hängenzubleiben, sondern wirklich Boden unter die Füße zu kriegen. Ich lebe jetzt auf dem Lande. Das ist kein Zufall, sondern ein großer Segen, denn das hat mir all die Ausdauer und die Geduld gegeben, ohne meine europäische amtliche Stellung zu-frieden zu sein.

Frage: Hat Ihnen jemand in den ersten Jahren helfen

können? Ich meine, Sie mußten doch leben? Sie kamen in New York an und sagten selbst: Wenn man in dieser Stadt steht, kommt auf jeden Einzelnen die Frage zu: was nun?

Antwort: Das einzige, was ich von Amerika wußte, ist, daß New York nicht zu Amerika gehört. Deshalb habe ich damals den Stoßseufzer ausgestoßen, ich wollte gern nach Amerika, aber nicht nach New York. So bin ich noch am Abend meiner Ankunft wenigstens nach Boston gefahren. Von Boston bin ich dann nach New Hampshire und von New Hampshire nach Vermont gezogen, also immer tiefer in das von Europa nicht bestimmte Erleben der kleinen Gemeinden. Ich habe gelernt, daß sich in Amerika die Kraft, die eigentliche politische Überlieferung, in den kleinen Kreisen bildet und erhält und nicht in den Großstädten, die dem Fremden so ins Auge fallen. Wenn ich zu sagen hätte, würde ich allen meinen Freunden, die nach Amerika kommen, empfehlen, zuerst in ein Dorf nach Pennsylvanien oder nach Neu-England zu gehen, bevor sie sich irgendeine Großstadt ansehen. Denn es haben zwar die Amerikaner aus den Dörfern und Städten diese Großstädte gebaut, aber die Großstädte sind deshalb noch nicht Amerika, auch heute noch nicht.

Nun, das führt zu weit. Ich habe allerdings unendlich große Hilfsbereitschaft gefunden, zum Beispiel durch die Vorlesung, zu der ich in *Harvard* aufgefordert wurde, übrigens ohne Bezahlung. Ich mußte alles mit meinen eigenen Mitteln wie ein Privatdozent bestreiten. Ich habe durch diese Vorlesungen Freunde unter solchen gefunden, die sehr überrascht waren, daß sie sich mit einem Mann aus Deutschland überhaupt einlassen sollten. Da war ein großer Franzosen-Freund, der sagte mir 1933: »Sie sind der erste Deutsche, den ich mir seit dem Ersten Weltkrieg anhöre.« Niemand anders als dieser Mann hat unsere Zukunft in Amerika aufgebaut und hat uns in einer Weise geholfen, wie eben nur Amerikaner helfen. Noch nach

Ausbruch des Krieges für Amerika in Pearl Harbour schickte er plötzlich den letzten Dishwasher, die letzte Spülmaschine, die er in Boston noch kaufen konnte, aufs Land mit dem kurzen Bemerkten: »Im Kriege wird es für euch schwierig sein, in eurer Einsamkeit zu überleben. Hilfe werdet ihr nicht finden. Da ist wenigstens die Maschine, die wird Ihnen und Ihrer Frau das Leben erleichtern.« Das war also derselbe Mann, der vor 1933 mit keinem Deutschen gesprochen hatte. Solche Geschichten müßte man mehr erzählen, aber man muß wohl hinzufügen, daß dieser große Willkommen-Klub, der Amerika ist, 1933 noch in Ordnung war, heute aber nicht mehr in der gleichen Weise reagiert, nach den Enttäuschungen, die er durch zwei Weltkriege an Europa erlebt hat. Europa synchronisiert die Daten Amerikas, seine Seelengeschichte, zu naiv mit der europäischen Geschichte. Als ich 1933 in Amerika landete, war ein so gebildeter und gelehrter Europäer wie unsereiner genau noch so ein Ausstellungsobjekt wie etwa im Jahre 1890. Selbst der Erste Weltkrieg hatte an der Bereitschaft der Amerikaner, sich von den Europäern belehren zu lassen, nichts geändert. Das ist jetzt etwas anders.

Frage: Sie sagten eben, daß Sie gebeten worden waren, an der *Harvard-Universität* zu lehren, und zwar ohne Bezahlung. Was erwartete man von Ihnen? Warum gab man Ihnen die Chance und wovon haben Sie gelebt?

Antwort: Das ist auch eine lustige Geschichte. Ich habe mich in Europa durch Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten bekanntgemacht. Die waren wie ein Lauffeuer von dem schlesischen Urmodell, das wir errichtet hatten, durch Mitteleuropa weitergegangen, und ein amerikanischer Professor an der *Harvard-Universität* hatte durch meinen liebsten Schüler, der diese Arbeitslager mitgegründet hatte und der nun in Harvard studierte, Wind bekommen. Das war etwas Neues und Originelles, und er setzte einen seiner Schüler an, darüber eine kleine

Broschüre als Vorbild auch für Amerika zu schreiben. Der Schüler kam, und es kam auch der Professor. Ich lud diesen Professor dann auch ein, an der Universität Breslau einen Vortrag zu halten, und wir haben uns befreundet. Da er nun bei mir zu Hause gewesen war und gesehen hatte, was ich tat und lehrte, und ich ihm Gastfreundschaft erwiesen hatte, so konnte ich ihm am 1. Februar 1933 schreiben: Mein Lieber, Deutschland hat vierhundert Jahre Hochschule und Staat ausgespien. Ich will weg, kannst Du mir helfen? Da schrieb er zurück: Eine Einladung kann ich Dir verschaffen, aber es ist zu spät, um irgendwelche Geldmittel flüssig zu machen. Da bin ich nach Berlin ins Kultusministerium gefahren, und auch das ist vielleicht historisch denkwürdig: Ich fand, daß sich die neuen Machthaber sehr unsicher fühlten. Sie hatten noch nicht die Sicherheit, die sie in späteren Jahren ausgezeichnet zu haben scheint. Ich weiß das ja nicht. Aber im Februar 1933 saßen sie sehr unsicher auf ihren Stühlen. Ich trat vor sie und sagte: »Sie können mich vernichten oder Sie können mir helfen, drüben ein neues Leben anzufangen. Wie wollen Sie entscheiden?« Worauf der Referent sagte: »Wir wollen Ihnen lieber helfen, eine neue Existenz aufzubauen. Ich werde Ihnen wenigstens einen kleinen Teil Ihres Gehaltes nach Amerika überweisen.« Das hat er auch ein Jahr lang brav getan. Es war wenig, es waren 150 Dollar. Jeder, der in Amerika gewesen ist, weiß, daß man davon nicht gut leben kann, aber es war möglich. Ich bin bis 1941, bis Pearl Harbour, jedes Jahr beurlaubt worden. Ich bin also gar nicht in dem Sinne emigriert wie die Armen, die man mit einem Tritt plötzlich vor das Nichts gestellt hat, sondern ich habe diese ganzen acht oder neun Jahre das wohltuende Gefühl behalten, daß ich einen Entschluß gefaßt, mich freiwillig zu dieser Caesur entschlossen hatte. Ich glaube, das hat mir seelisch sehr gut getan. Ich bin auch, und das wird Sie interessieren, weil es eine Regel ist, aber als solche nicht bekannt,

1935 noch einmal nach Europa zurückgekehrt. Ich habe auch meinen Sohn 1937 noch einmal nach Europa zurückfahren lassen. Wir sind dann beide mit großer Begeisterung in die neue Heimat zurückgekehrt. Dieser erste Besuch zu Hause, in Europa als der alten Heimat, und diese nochmalige Bestätigung, daß man nun doch in Amerika seine Zelte aufschlagen muß, hat vielen Auswanderern gefehlt. Sie sind im letzten Moment 1938 nach der Kristallnacht oder sogar erst 1939 in Amerika gelandet, mußten sich dort schon in dem kriegszerfetzten Land anklammern, sind nicht recht heimisch geworden, haben die glühende Sehnsucht nach Europa im Herzen getragen und sind dann 1946, 1947, 1948 in großer Eile in das zertrümmerte Europa zurückgekehrt. Diese Rückkehr war dann zumeist eine sehr schmerzvolle Erfahrung nach beiden Seiten. Entweder sie blieben in Europa und klammerten die amerikanische Erfahrung so radikal wie möglich aus, oder sie bleiben enttäuscht. Das ist mir erspart geblieben. Bei dem Besuch 1935 in Europa bin ich nach Deutschland gefahren, habe viele deutsche Freunde getroffen, habe das abgegolten. Ich möchte sagen, ich habe ein Gesetz der Auswanderung erkannt: man wandert das erstemal mit dem Willen, mit dem Kopf, mit dem Gedanken aus und muß dann seinen fühlenden, irrationalen Menschen über die Hürde nachwerfen. Wie gesagt, alles das ist sehr gnädig abgelaufen, ist eben wohl deswegen gnädig abgelaufen, weil ich mich 1933 nicht beschwert habe, daß ich fort mußte. Weil ich dieses Unglück so weit her hatte kommen sehen, sagte ich mir: da ist es.

Frage: Ist es Ihnen gelungen, nach den Gastvorlesungen an der *Harvard-Universität* einen Lehrstuhl zu bekommen?

Antwort: Es ist sehr merkwürdig, daß Sie die Einzelheiten wissen wollen. Da die *Harvard-Universität* ein sehr gelehrtes Haus war, ergab es sich sehr schnell, daß ich Vorlesungen über die europäischen Revolutionen hielt

mit großem Erfolg und mit großem Zulauf. Es haben sich die allerbesten Männer in *Harvard*, vor allen Dingen der damalige Präsident Conant, der später in Bonn bekanntgewordene Botschafter der Amerikaner, außerordentlich bemüht, mich zu halten. Sie haben mir erst die *Kuno-Francke-Professur für German Art and Culture* gegeben. Das war damals eine jährliche Wanderprofessur, die immer ein anderer bekommen sollte. So habe ich seltsamerweise Deutschland damals in Amerika vertreten, denn das war ja mein Amt als Professor für *German Art and Culture*. Ich wurde später in die Historische und Philosophische Fakultät versetzt und habe da, glaube ich, allem Genüge getan, was man verlangen kann von einem, dessen Muttersprache nicht Englisch ist. Ich hatte aber keine Schwierigkeiten, ich habe von Jugend an englisch gesprochen. Aber dann tauchte derselbe Konflikt, den ich in Europa an der agnostischen und modernen Hochschule durchzufechten gehabt habe, auch in *Harvard* auf. Auch darüber konnte ich mich ja gar nicht beschweren. In *Harvard* war man eben streng positivistisch eingestellt, und daß ich von der Bestimmung des Menschengeschlechts und von der Heilsgeschichte und dem Herrgott in meinen Vorlesungen ganz freimütig gesprochen habe, hat mir ebenso geschadet, wie daß ich damals nicht in die kommunistische Kerbe schlug; denn Amerikas Intelligenz war im Jahre 1933 absolut nur an Rußland interessiert, und es ist schwer, sich heute vorzustellen, in welchem Umfange die intellektuelle Jugend Amerikas einen Menschen, der sich nicht zum Kommunismus bekannte, für unmodern hielt. Ich verrate kein Geheimnis. Ich habe das oft erzählt und auch gedruckt, daß sogar der große alte englische Philosoph Alfred Whitehead, der mir helfen wollte, mir in seinem Hause ein Privatissimum las, in dem er sagte: »Mein lieber Freund, wir alle wollen Ihnen helfen, aber wieviel leichter würde es sein, wenn Sie Kommunist wären. Dann würden all diese Atheisten helfen, die Ihnen

jetzt gram sind, weil sie die Religion bemühen. Das Christentum ist doch veraltet. Ich kann nicht mehr Kommunist werden«, sagte er – er war damals siebzig Jahre alt –, »aber Sie können es noch.« Nun, Sie können sich denken, daß ich nicht so einfach meine Überzeugung drangegeben habe. Er hat das eingesehen, aber es ist zum Bruch gekommen. Es hat sich nämlich eine Gruppe von energischen jüngeren Männern zu Präsident Conant begeben, und sie haben ihm gesagt, er würde das Gesicht von *Harvard* entstellen, wenn ein gläubiger Mann Geschichte, Soziologie, Recht, Sprache und was nicht noch alles vorträge. Da wurde ich sehr netterweise, weil man mir ja nicht übel wollte, sondern mich eben nur für einen unmöglichen Denker hielt, in die Theologische Fakultät abgeschoben, in die sogenannte *Divinity-School*. Aber das war ein Begräbnis erster Klasse. Ich wollte ja nicht Theologe sein, war es auch nicht und bin es nicht, und man hat mir dann in *Harvard* geholfen, wie man Leuten hilft, die für *Harvard* nicht geeignet erscheinen: man hat mich an dieses *Dartmouth-College* nach Neu-England verwiesen. Da war man ganz froh, einen Mann zu haben, der neue Vorlesungen anbot, hat mir freie Hand gelassen, und ich habe dann mein Wunschbild erfüllen können, für Amerikaner von amerikanischen Dingen her zu sprechen. Ich habe amerikanische Philosophie vorgetragen, ich habe von Sport und Familie, Auswanderung und Siedlung und Pionierleistung her gelehrt, ich habe ein *William-James-Camp* aufgebaut, ein Lager im Sinne von William James, des größten amerikanischen Denkers. Er hatte 1910 schon gefühlt, daß die Zeit der großen Kriege zu Ende gehen müsse, wenn sich die Menschheit nicht zerstören wolle, und hatte verlangt, daß das Kriegerische, das Heldenhafte im Leben eines jeden jungen Mannes zu seinem Recht kommen müsse ohne Blutvergießen und ohne Morden. Da ich nun ähnliche Dinge in Europa schon angestrebt hatte, so ist es mir nicht schwer gefallen, junge Männer dafür zu

begeistern, einen Arbeitsdienst in solchem Sinne auch in Amerika aufzubauen. Damit war ich auf das Land verwiesen, denn wir haben unsere Arbeiten dem Wiederaufbau des verfallenen Staates Vermont zugewendet, und da bin ich auch geblieben. Dadurch habe ich Fuß in der Erde des Landes gefaßt. In der kleinen Gemeinde, in der ich jetzt lebe, bin ich so langsam akzeptiert worden. Aber es ist ein weiter Weg gewesen. Ich glaube, jetzt so nach 23 Jahren bin ich einer der Senioren im Dorf. Wir haben einen ziemlichen Wechsel und Umtrieb. Ich gehöre, ohne zu übertreiben, jetzt mehr zu den älteren Einwohnern, statt zu den zugelaufenen. Nun, selber kann man das nicht entscheiden. Ich habe mir jedenfalls meinen Friedhofsplatz an der ältesten Siedlungsstelle auf dem ältesten Friedhof des Dorfes besorgt.

Frage: Wenn Sie sich heute in Ihrem Dorf zu Hause fühlen, ist das in jahrelangem Kampf gelungen. Wenn Sie von dem, was Sie einmal waren, mit Ihrem Verstand Abschied nehmen mußten und heute mit dem, was Sie sind und haben, zufrieden sind und die geistige Welt gebaut haben, die Sie Ihr eigen nennen, so sind doch dabei wohl tausend Gedanken umgeordnet worden. Sie haben von Amerika aus eine andere Sicht auf Europa bekommen und das, was Sie Europa nennen, in Amerika vielleicht anders konserviert und anders gelebt. Und deshalb meine ich, müßten wir doch auch von den Schwierigkeiten sprechen.

Antwort: Ja, soweit das möglich ist und soweit sich überhaupt ein Europäer von der Stellung eines Lehrers in Amerika eine Vorstellung machen kann, will ich es versuchen. Das Lehramt in Amerika ist ein weibliches Amt. Die ganze Lehre hat daher bis nach oben einen ganz anderen Anstrich als in Deutschland oder gar in Frankreich. Es fehlt das aggressive, das männliche, das vorwärtstreibende, das erneuernde, das revolutionäre Element in der gesamten Lehrweise der Vereinigten Staaten.

Die Lehre ist eine Zutat beruhigender Art, damit die Jugend umzugehen lerne mit den schönen und angenehmen und auch wahren Dingen des Lebens der großen Vergangenheit. Aber es ist ein Nach-denken, kein Voraus-denken. Sie können von den Europäern sagen, daß sie auf engem Raum hart gepreßt, von Kriegen bedroht, von Nachbarn beneidet, die Zukunft in Gedanken gesucht haben. Das Prometheusche, das Vorausdenken, hat die europäische Wissenschaft zu immer neuen Taten getrieben, und wenn man heute von amerikanischer Wissenschaft spricht, so gibt es sie ja noch gar nicht. Es sind Europäer, die in Amerika diese Wissenschaft vorwärtstreiben, und wir wissen noch nicht, ob sich auf mehrere Generationen hin eine Tradition echter Forschung, allein aus Amerikanern, bilden läßt. Ich habe meine Zweifel, wegen des zu vielen Geldes, das dafür zur Verfügung steht. Geld korrumpiert. Wenn ich große Stiftungen für meine Forschungen um Geld angehen muß, dann muß ich etwas für mich selber bereits Veraltetes vorbringen. Ich kenne keinen Forscher, der in den ersten Augenblicken seiner neuen Inspiration die Sympathie, die Billigung der bestehenden Ordnung hätte finden können. Ob das nun Galilei, Kopernikus oder ich selber oder Fichte ist. Es ist ja immer dasselbe: der neue Gedanke muß sich gegen die *vested interests*, wie man drüben in Amerika sagt, gegen die Mächte des Bestehenden, gegen die Vorstellung von vergeudetem Geld, gegen das Geld überhaupt, kurz, gegen Mächte aller Art im Kampf durchsetzen. Wie gesagt, wenn man zweihundert Millionen Dollar jährlich für Forschungen zur Verfügung stellt, besteht die große Gefahr, daß die törichte, die verlangsamende, die vorurteilsvolle Forschung, die in den bisherigen Bahnen weiterläuft, ungerecht privilegiert wird gegenüber der Forschung, die kühn ganz neue Wege geht. Vielleicht finden die Amerikaner in ihrer genialen Unbekümmertheit Wege, wagemutig auch das Neue zu unterstützen. Wollen Sie ein Beispiel hören? Im ersten

Jahr der *Ford Foundation* hat der geniale Paul Hoffmann, der damals präsierte, den Mut gehabt zu sagen: Ich unterstütze nur Projekte, die schon laufen. Er wollte die kühnen, die wenigen kühnen Geister —, die unter Gefahr, unter Entbehrung, unter Schuldenmachen eigene Gedanken vorantragen konnten, wollten —, unterstützen. Der ganze Apparat seiner Stiftung widersetzte sich aber einem solchen »auf-die-Suche-gehen« nach ungekannten Talenten. Und dann haben sie eben ihr eigenes Programm gemacht, haben ihre eigene, wie man das in Amerika so gerne nennt, Philosophie entwickelt. Ich habe schreckliche Proben davon gesehen, wie junge Leute sich die Frage vorgelegt haben: was muß ich beantragen, damit ich Geld bekomme? Ein Mensch, der das einmal in seinem Leben tut, hat aufgehört, für die Wissenschaft von irgendwelcher Bedeutung zu sein. Der ist korrupt. Es ist das die große Gefahr für die Zukunft der Wissenschaft, die mich in Amerika bedrängt und bedrückt. Es liegt nicht am bösen Willen von irgendjemand, sondern im Gegenteil: an zu viel gutem Willen, an dem Glauben, man könne durch Geldmittel Geist wecken. Man kann das bekanntlich nicht. Von allen diesen Dingen aber bin ich persönlich nicht betroffen worden. Ich erzähle nur von der Schwierigkeit in Amerika, die geistigen Wege, die die Europäer drüben fortzusetzen versuchen, wirklich innezuhalten, weiterzugehen. Jede Generation in Amerika ist entweder durch den Besuch in Europa oder durch Herüberholen von Europäern geistig lebendig gehalten worden. Es ist noch nicht heraus, wie es weitergehen soll, wenn jetzt die europäische Intelligenz-Einwanderung abgeschlossen wird, wenn sich die Amerikaner in einer völlig verständlichen Reaktion sagen: Wir haben zuviel von diesen europäischen Intellektuellen importiert. Wir können die armen Iren verkraften, wir können die Polen verkraften, wir können sogar die Chinesen und die Japaner in Kalifornien bis zu einem gewissen Grade verkraften, aber europäische Ge-

lehrte und Künstler können wir nur in einem ganz bescheidenen Umfange aufnehmen. Wir haben von 1933 bis heute, das möchte ich doch bemerken, ich rechne mich da durchaus ein, den Amerikanern etwas zugemutet, worauf sie nicht gefaßt waren. Daß wir nämlich mit unseren Urteilen, mit unseren Theorien, mit unseren Lehren, mit unserem Geschmack auch sie eines Besseren belehren wollten über das hinaus, was ihnen ihr eigenes Land an geistigem Leben zugestand. Ich halte mich für ein Mitglied der letzten Einwanderer-Generation Amerikas, die mit unbeschriebenen Blättern begann und nun leider – wie gesagt: das richtet sich durchaus auch gegen mich selbst – zu sehr aus beschriebenen Blättern besteht. Amerika ist heute in der kritischen Lage, daß es die selbstverständliche, naive, geistige Zufuhr aus Europa abdrosseln möchte, ohne jedoch bereits die Organe für eine ständige Reproduktion des geistigen Lebens, eine ständige Erneuerung, eine freie Forschung, eine aggressive männliche, vorwärtsschreitende, revolutionierende Erziehung der Jugend entwickelt zu haben. Die Jugenderziehung dort ist wohl-tätig, gefällig, angenehm. Aber sie ist nur eine Erziehung zum Nachdenken, nicht zum Vorausdenken.

Frage: Haben Sie eigentlich einen Kontakt mit anderen Emigranten gehabt?

Antwort: Je erfolgreicher der Einwanderer, desto mehr muß er zunächst versuchen aufzuhören, Europäer zu sein. Sie werden alle meine Schicksalsgenossen fragen können. Der Erfolg der Einwanderung hängt geradezu von dem Glück ab, ob es einem gelang, nicht mit allen anderen identifiziert zu werden, sondern – was in Amerika gar nicht einfach ist – mehr zu werden als bloß einer von vielen. Wie soll man sein eigenes Schicksal meistern, wie soll man Person werden, wie soll man selber erfahren, was man in diesem Lande Besonderes leisten kann, wenn man zu der großen Gruppe von Professoren gehört, die da im allgemeinen verdaut werden muß? Dies ist wohl das

Großartigste bei der Auswanderung, daß sie durch verschiedene Schlangenhäute hindurch schließlich zu der endgültigen Häutung führt. In meinem Alter kann man nicht mehr Amerikaner werden, nicht in dem Sinne wie ein geborener Amerikaner. Darüber habe ich gar keine Illusionen. Das ist auch nie mein Ehrgeiz gewesen. Aber ich habe doch soviel Mut aufgebracht, mich einem mehrmaligen Häutungsprozeß wirklich auszusetzen. Um die Komik nicht ganz beiseite zu lassen: Ich, der vor dem Nationalsozialismus ausgewandert war, wurde bei Kriegsausbruch 1941 in meinem Dorf selbstverständlich für einen Agenten Hitlers gehalten, denn diese guten Neu-Engländer hatten ja keinen anderen Deutschen, an dem sie sich hätten wetzen können. Der Pfarrer meiner Kirchengemeinde war selbst in der dritten Generation deutscher Herkunft; er ließ mir ganz naiv sagen, ich würde doch wohl begreifen, daß er während des Krieges nicht mit mir sprechen werde. Andere ließen mir freundlich sagen, ich solle mich für die nächsten drei Jahre auf der Mainstreet des Dorfes lieber nicht sehen lassen. Wieder andere Freunde kamen in meinem Hause zusammen und berieten, wie sie mich rauspauken könnten. Sie haben dann eine sehr schöne Ehrenerklärung über mich in der Zeitung veröffentlicht. Sie gruben nach alten Dokumenten aus meiner *Harvard-Zeit* und fanden dabei eine Protesterklärung der Breslauer Studentenschaft – natürlich rein nazistischer Couleur –, in der dagegen protestiert wurde, daß ich in Harvard als *Kuno-Francke-Professor* die *German Culture* verträte. Nun, das genügte meinen Nachbarn als Beweis, daß ich ein anständiger Mensch sei, und mit Hilfe dieser Ehrenerklärung blieb ich in dem College ungestört. Die zweite Stufe sah etwas anders aus. In den Jahren 1947, 1948, 1949 begann ja die große antikommunistische *Mac-Carthy-Betriebsamkeit*. Bevor diese sozusagen offiziell anfang, wurde mein Sohn, der als Arzt im Staatsdienst stand, von einem Kollegen, der ihm seine

Karriere neidete, angegriffen, er stehe unter dem bestimmenden Einfluß eines führenden Kommunisten. Dieser Kommunist sei ich. Wir mußten nach Washington, es gab einen großen Prozeß, und ich mußte mich als Nichtkommunist erweisen. Es ist ein bißchen komisch, wenn man einmal als nationalsozialistischer Spitzel und ein anderesmal als Kommunist bekämpft wird. Um die Komödie oder das Satansspiel voll zu machen: Im Jahre 1934 kam ein sehr berühmter Auswanderer, ich will den Namen nicht nennen, er ist sehr berühmt, nach *Harvard* zugereist und sagte: Eugen, Du mußt mir in die Hand zusichern, daß Du kein Nazispitzel bist. Nun, ich habe nur gelacht. Wir sind bis heute gute Freunde geblieben, und er hat das wohl längst vergessen. Aber solche, sich gegenseitig eigentlich ausschließende Situationen kommen im Laufe von 25 Jahren sehr wohl zustande, und ich war ja schon Kummer von Europa her gewöhnt. Infolgedessen habe ich in Amerika diese Vorgänge nicht tragisch genommen. Freilich, als ich als Kommunistenführer verdächtigt wurde, war ich wirklich ratlos. Es ist nämlich gar nicht so einfach zu beweisen, daß man nicht Kommunist ist, da ja Kommunisten lügen, da ja Kommunisten sich verstellen und da also schließlich sogar meine christlichen religiösen Schriften, die ich verbrochen habe, als Camouflage ausgelegt werden konnten. Solche Situationen lösen sich in Amerika durch den Mut von Einzelnen auf. Ganz einfache Leute kommen plötzlich vorgespungen und unterstützen einen. Zeugen, die ich nach Washington beibringen konnte, haben mir das große Glücksgefühl gegeben, daß sich in dem amerikanischen Lande immer neue Freundschaften, Gruppen bilden und bewähren, mit denen man gar nicht hat rechnen können. Und was sich da, im Jahre 1948 ist es, glaube ich, gewesen, ich weiß das Jahr nicht sicher, abgesehen hat, endete dann in einem Triumph der Freundschaft und der Hilfsbereitschaft guter Nachbarn.

Frage: Darf ich noch einmal auf das Jahr 1950 zurückkommen, Herr Professor Rosenstock-Huessy, als Sie die erste Einladung, nach Deutschland zu kommen, in den Händen hielten? Was fanden Sie in Deutschland vor, und wie haben Sie dieses Deutschland bei sich eingeordnet?

Antwort: Ich habe auch da großes Glück gehabt. Ich bin, wenn ich jetzt vom Jahre 1958 her zurückblicke, unter den Rückkehrern vielleicht der langsamste gewesen. Ich bin einer der ersten gewesen, die fortgingen und einer der letzten, die zurückkamen. Ich bin 1950 nur mit geteiltem Herzen zurückgekehrt, weil ich wußte, daß ich auf ein altes Klischee zurückgeholt wurde, auf ein Amt, das ich längst innerlich abgestreift hatte, eben das des deutschen Rechtshistorikers. Ich nahm an, weil ich meinem Freunde Hans Thieme, der mich einlud, sehr dankbar war. Er wußte von meinen Kämpfen in Breslau, weil er als junger Gelehrter in Breslau gewirkt hatte, und ich wußte, daß er mich meinte, als er mich einlud. Aber die Universität im ganzen habe ich erst im Laufe des Semesters davon überzeugen müssen, daß ich nun nicht einfach ein bedingungsloser Rückkehrer sei, sondern daß ich ein Leben mit neuen Inhalten geführt hatte. Dabei hatte es zum Glück nicht sein Bewenden. Ich hatte Freunde außerhalb der Universität in Deutschland, die mein Werk aus den zwanziger Jahren fortgeführt hatten. Es ist vor allen Dingen mein Freund Georg Müller in Bethel gewesen, der mir dieses Bethel bei Bielefeld erschlossen hat. Von Bethel hat Bodelschwingh gesagt, es stehe fester als der preußische Staat. So bin ich 1950 in ein Deutschland zurückgekehrt, das durch Bethel repräsentiert wird und das die Kraft hat, selbst den Untergang des preußischen Staates zu überleben. Ich möchte sagen, daß mich in diesen acht Jahren die Begegnung mit den Kreisen, die imstande sind, die politischen Wirren aus einer höheren Kraft heraus zu überleben, ausgezeichnet und beglückt hat. Es hat ja schließlich auch zum Ehrendoktor geführt, denn es war

der Ehrendoktor der Theologie. Das hängt mit der Hinwendung zu den Kräften zusammen, die, in Europa wie in Amerika, ganz unabhängig vom Nationalcharakter, die Menschen stärken. Ich bin also wirklich bevorzugt, denn ich kann mir selber gar kein Verdienst an dieser Freundschaft beimessen, die ich in Europa gefunden habe. 1952 wurde ich von den bayerischen Volksbildnern angefordert. Sie waren so freundlich, sich meiner Taten zwischen 1918 und 1933 auf dem Gebiete der Volksbildung zu erinnern, und wünschten, daß ich einen neuen Stab von Volksbildnern ausbilden sollte. Das habe ich auch getan. Es sind etwa vierhundert Männer und Frauen durch diese Schulungswochen, in denen wir zusammen als kleine Lebensgemeinschaften gelebt haben, hindurchgegangen. Ich möchte das nicht missen. Besonders die Wochen in dem Giftgasgranatenlager Traunreudt, das heute von Siemens in einen Fabrikort umgewandelt worden ist, gehören zu den schönsten Erfahrungen meines Lebens. Es war auch ein reines, starkes Erlebnis, anders als Bethel, aber doch ganz frei von irgendwelchen Schmerzen oder Erinnerungen, weil sich eben aus der Flüchtlings-Situation zahlloser Sudetendeutscher, Ostdeutscher die unverwüstliche Kraft, das Menschliche, um uns niederschlug. Ich werde nie den Gottesdienst des siebenbürgischen Pfarrers vergessen, an dem unsere ganze Gruppe teilnahm. Da war eine Situation, die dem amerikanischen Einwanderer-Erlebnis gleicht – und die empfinde ich jetzt in Deutschland ganz stark. Man soll in Deutschland nicht immer in abschätzigen Sinne von Amerikanisierung reden. Die sehe ich auch; die deutschen Studenten sind jetzt nicht viel geistvoller als die amerikanischen Studenten. Aber die Einwanderer sind in Westdeutschland in einer Weise bewältigt worden, die meinen größten Respekt hat und die nichts zu wünschen übrig läßt im Vergleich zu der Aufnahme von Einwanderern in Amerika. Ich fürchte nur, daß man das zu sehr dem nationalen Sektor gutschreibt,

als ob nur Deutsche den Deutschen geholfen hätten. Es ist aber das Recht des Flüchtlings und des Einwanderers, aufgenommen zu werden, ob er genehm ist oder nicht. Das nie aufzuhebende Recht des Flüchtlings hat Amerika geschaffen und hat immer wieder die einheimischen Kreise zum – ja, das Wort ist nicht schön – Herablassen, das heißt zum Niederlassen der Schranken und zum Sichtselbst-nicht-besser-dünken gezwungen. Ich finde doch, daß diese Seite des deutschen Wunders seit 1945 etwas viel Größeres ist als das Wirtschaftswunder. Das Wirtschaftswunder werde ich nur als Mittel zum Zweck, eben um diese Einbürgerung von vierzehn Millionen Einwanderern aus dem Osten zu bewältigen. Ich würde mit meinen deutschen Freunden und überhaupt mit der Öffentlichkeit viel besser zurechtkommen, und die Deutschen würden die Amerikaner, glaube ich, auch ein bißchen lieber mögen, wenn sie nicht auf ihre wirtschaftliche Tüchtigkeit pochten, sondern wenn sie sagten: wir verstehen jetzt die Amerikaner. Wir haben eine entsprechende Leistung hinter uns gebracht. Uff, es war furchtbar. Viele von diesen Leuten machen uns schließlich Konkurrenz, sie treten uns auf die Hühneraugen. Aber wir haben unsere Pflicht getan. Wir hoffen wenigstens, daß wir unsere Pflicht getan haben, und – das hat mir ein Bauer damals in Traunreudt gesagt: »Welch ein Segen für das bayerische Land, daß diese Leute hereingekommen sind.«

Frage: Sie haben 1950 Deutschland wiedergesehen. Sie haben sich Ihre Gedanken gemacht. Sie haben auch da wieder Ihre Auseinandersetzungen durchstehen müssen. Sie sagten ganz am Anfang unseres Gesprächs, daß Sie jetzt in Ihrem Dorf zu Hause sind. Haben Sie niemals den Wunsch gehabt, wieder nach Deutschland zurückzukehren?

Antwort: So dürfen Sie nicht fragen. Das würde das Schicksal dieser intellektuellen Schicht, die ausgewandert ist, obwohl sie eigentlich gar nicht auswandern konnte,

und die eingewandert ist, obwohl Amerika sich diese Art der Einwanderung gar nicht wünschte, nicht treffen. Wir sind die Generation, die zum erstenmal Europa und Amerika zusammenzwingt, dauernd zusammenzwingen muß. Welche Formen das annimmt, wissen die Götter. Wie die amerikanischen freien Räume und die dicht verstopften Kanäle Europas zueinanderfinden, so daß das übersetzte Geistesleben Europas diese breiten Strecken Amerikas befruchten und bewässern kann, kann nur jeder Einzelne ganz bescheiden und ohne zu ahnen, wie weit er damit kommt, in seinem Leben darstellen. Deswegen darf ich den eroberten Platz in Amerika nicht preisgeben. Wie weit ich den Saum hinüber und herüber steppen kann, weiß ich nicht. Aber würde ich diese fünfundzwanzig Jahre jetzt einfach hinter mich tun, so würde ich den Dienst nicht leisten, von dem ich weiß, daß ich zu ihm berufen bin.

1958

Die neun Leben einer Katze

Um die Beziehung zwischen Biographie und Bibliographie zu verstehen, haben meine Freunde mich um eine Erläuterung gebeten. Obgleich ich hartnäckig allen Versuchen, mich in ein autobiographisches Abenteuer zu locken, widerstanden habe, mag diese zufällige Notiz ihrem Wunsche entgegenkommen.

Allem Anschein nach habe ich zu viel Bücher geschrieben. Ganz gewiß habe ich zu viele gelesen, Wenn diese doppelte Ausschweifung auch unentschuldig bleibt, so hat wenigstens die eine die andere hervorgerufen, und bis zu einem gewissen Grade heben sie einander schließlich auf. Meine zu sehr zur Länge gediehene Bibliographie muß aus ihrer Notwendigkeit verstanden werden. Sie entstand nämlich aus der Notwendigkeit, bei Sinnen zu bleiben oder, um es noch genauer zu sagen, in den Büchermengen wieder zu Sinnen zu kommen; und ich meine damit die Büchermengen, die ich verschlungen habe.

Diese Notwendigkeit kann passenderweise meine Sparsamkeit in Büchersachen, kurz meine Biblionomik, genannt werden. Ich biete diese neue Erfindung von der Biblionomik all denen an, die schon von mir übernommen haben. Ich biete diesen neuen Ausdruck an, ohne dabei für meine Verfasserschaft Anerkennung zu verlangen. Jeder Autor lebt in gewisser Weise in dem Kraftfeld dieser Biblionomik.

Meine Eltern waren begeisterte Leser und vermachten ihren sieben Kindern eine tiefe Achtung vor Büchern und Autoren, seien es Dichter oder Gelehrte. Nach meiner Geburt verfaßte meine Mutter ein Büchlein über Shakespeares »Sturm«. Es erschien 1890. Der heiße Wunsch meines Vaters, Geschichte studieren zu können, war dadurch unmöglich gemacht worden, daß er im Alter von achtzehn Jahren der Ernährer einer Stiefmutter und einer

Stiefschwester wurde. Aber ich kann mich nicht erinnern, daß ich seinen Nachttisch ohne einen Band von Gibbon, Hippolyte Taine, Burckhardt oder ein ähnliches Buch gesehen hätte. Theodor Mommsen wurde mir, als ich noch ein Junge war, als der große Historiker vorgestellt, und das Motto meiner »Soziologie« bringt diese frühe Verehrung dieses Königs der römischen Geschichtschreibung in Erinnerung.

Ich begann sehr früh mit der Sammlung einer Bibliothek, und das Schicksal der drei Büchersammlungen, die ich aufbaute, und der Verlust von zweien von ihnen, würden in sich ein Kapitel der Biblionomik ausmachen. Aber das ist ein Gegenstand für sich. Meine eigene Betätigung begann wohl, als ich mit Hunderten von Zinnsoldaten spielte und Tag für Tag die Schlachten zweier Kriege wieder abspielte, aus dem von 1897 zwischen den Griechen und den Türken und dem anderen zwischen Spanien und den USA wegen Kuba im Jahre 1898. Denn obwohl ich mich als Kaiser Eugen I. von Beegenau bei diesen Unternehmungen träumte, brachte ich es doch fertig, die Geschichte dieser Kriege in Form wirklicher Kriegschroniken zu schreiben. Für die Puppenbühne, die ich etwas später errichtete, schrieb ich die klassischen Stücke neu, wenn ich nicht mit ihnen einverstanden war. Ich schrieb Schillers »Wallenstein« neu, weil mir Butlers Verrat unerträglich erschien. Schillers »Wilhelm Tell« wurde in einer lateinischen Übersetzung gespielt, die ich begann, aber dann nicht beendete.

Das Übersetzen kann als meine erste ausgedehnte literarische Betätigung bezeichnet werden. Im Alter von vierzehn Jahren widmete ich meiner älteren Schwester eine Übersetzung der Sprüche des Ptah-Hotep aus dem Alt-Ägyptischen. Alles, was ich heute hiervon noch weiß, ist, daß ich keine moderne Ausgabe dieses alten Textes zur Hilfe hatte, sondern daß ich nur mit Ermans Ägyptischer Grammatik vom Jahre 1894 arbeiten konnte. Meinen

Eltern gab ich verschiedene Übersetzungen als Weihnachtsgeschenke, eine vom 5. Buch der Odyssee. Zu dem richtigen Verständnis des Kultus des Apollo von Delos in meiner Universalgeschichte («Vollzahl der Zeiten») von 1958 bin ich dadurch gekommen, daß ich mich auf meine eigenen Verse über Delos in dieser Übersetzung von vermutlich 1903 besann:

»Einstmals sah ich zu Delos
am Fuß des Altares Apollos . . .«

Dies dürfte für meine Behauptung sprechen, daß unser Gedächtnis von der modernen Psychologie unter allen menschlichen Fähigkeiten am dürftigsten behandelt werde. Sie ahnt nicht, daß es aus unserer Zukunft stammt. Das Gedächtnis ist prophetisch. Wenn das Gedächtnis wie eine Konservendose oder ein Banksafe behandelt wird, verdient es, von Rost, Motten oder Komplexen aufgefressen zu werden. Ich füge meinem Gedächtnis das ein, von dem ich hoffe, daß es später zum Leben kommt. Da so Übersetzen meine erste Leidenschaft war, schrieb ich über Martin Luthers Bibelübersetzung, sehr ausführlich über die vielen Übersetzungen, die Notker von St. Gallen angefertigt hatte und ihre Schöpfung einer ganzen neuen Sprache. Von hier aus war es ein kleiner Schritt zu einem Wörterbuch des Althochdeutschen. Die Tausende von Zetteln, die ich hierfür geschrieben hatte, regten mehrere Jahre lang all die Unglücklichen auf, die mein Zimmer sauberhalten mußten. Solche Bemühungen, so sprudelnd sie zu meist sein mochten, haben niemals ihr Ende gefunden. Eine Übersetzung von Paulus' Römerbrief, handgeschrieben und in Pergament gebunden, wurde für den häuslichen Gebrauch in den 20er Jahren hergestellt, und in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts wurden in einem ledergebundenen Band all die Beweisstücke gesammelt, wie Shakespeare immer wieder von den Wechselfällen des Schicksals der Derby-Familie erschüttert wird.

Bis zu diesem Tag habe ich eine Vorliebe für die Anlage von Inhaltsverzeichnissen. Ich legte eins für die tausend Seiten von Treitschkes »Deutscher Geschichte« an und verstand nicht, was sich der Verfasser dabei gedacht hatte, ein solches Werk ohne Index herausgehen zu lassen. Der Index zu »Out of Revolution« – ein wahres Werk der Liebe, weil ich damals noch erwartete, ein amerikanisches Publikum zu finden – wurde von einer galligen Kritik als zu ausführlich gescholten. Mein eigener Verleger verpflichtete ohne mein Wissen einen besonderen Indexhersteller für die »Vollzahl der Zeiten« – die meinen Studenten als »Philosophie von 1958« bekannt ist. Ich verhinderte ihn an solchem Tun und lieferte ihm zu seinem Erstaunen die biographischen Daten all der 550 Personen, die in diesem Band erwähnt sind. Dieser Index wurde in vierzehn Tagen hergestellt und ist, was ich immer von solchen Abcs erwartet habe, durch diese Daten ein unabhängiger Beitrag zum ganzen Werk.

Während meiner letzten Schuljahre wurde dieses Wühlen in Geschehnissen und Wörtern – alles Sprachliche be rauschte mich – allmählich ergänzt durch meine ersten Versuche echten Schaffens. Das Leben eines römischen Schurken, des Publius Clodius Pulcher, wurde verfaßt als Werk der »Valediktion« an mein Gymnasium, ein Tribut, wie er an gewissen alten humanistischen Anstalten jeweils von einem oder zwei Vertretern des Jahrgangs der Alma mater geliefert wird. Dieses mein erstes längeres Buch enthielt gewiß keinen Satz, für den die alte Quelle nicht von mir gefunden und nachgewiesen war. Und ich machte eine Anzahl von einschlägigen Entdeckungen. Sie liegen noch unentdeckt in dieser Monographie, die in einigen Abschriften in den Regalen der Bibliothek des Joachimsthaler Gymnasiums begraben wurde, nachdem der Direktor einige passende Worte der Anerkennung gesagt hatte. Da dieser Mann einer der hervorragenden Kenner Ciceros war und da Clodius der größte Feind Ciceros gewesen ist,

hielt meine Enttäuschung über dieses 5-Minuten-Interview lange an. Aber »travailler pour le roi de Prusse« ist das Schicksal, durch das ich meine preußische Herkunft am längsten bezeugt habe.

Über die »Invocatio« der Musen als einer poetischen Tradition der Griechen schrieb ich eine gleichfalls gelehrte Monographie auf Lateinisch, als erforderliche Probearbeit für die Aufnahme in das Klassische Seminar der Berliner Universität. Als Werk eines Anfängers wurde sie nicht bewertet, doch wurde ich damit aufgenommen. Als ich mein Buch für die Habilitierung in Leipzig (die sogenannte Habilitationsschrift) dem »Fürsten der Philologen«, dem Senior der klassischen Universitätsabteilung von Berlin, Johannes Vahlen, widmete, erreichte das Buch die Wohnung dieses Meisters am Tage seines Begräbnisses. Das war ein geeignetes Symbol dafür, daß ich hinter den olympischen Göttern herlief, wenn es zu spät oder wenigstens nicht länger meine Bestimmung war. Das geschah im Jahre 1912.

In der Zwischenzeit hatte ich eine ganze Zahl von Untersuchungen geschrieben, während ich in Heidelberg bei Karl Hampe hörte: Eine über eine Fälschung unter dem Namen Dantes durch einen späten Humanisten Erasmus Stella, eine über das Verbleiben des Letzten Willens und des Testaments des heiligen Franz von Assisi – ich vermutete, wir könnten sie irgendwo in Südfrankreich entdecken –, eine über Rechtsaltertümer usw. usf.

Diese ganze Art von Arbeiten litt unter der Unausgeglichenheit zwischen zuviel Gelehrsamkeit und zu wenig Inhalt. Meine Doktordissertation war der Gipfel dieses Aufwands von unglaublicher Gelehrsamkeit, und im Jahre 1956 wollte es der Zufall, daß ein Rechtshistoriker einer viel jüngeren Generation dieses Muster einer Dissertation – im Jahre 1909 beendet – als ein gutes Beispiel für die Gelehrsamkeit des 19. Jahrhunderts rühmte.

Die Kindlichkeit und der Reiz dieser Art von Arbeit müs-

sen beide anerkannt werden. Zuweilen trägt dergleichen Frucht. Im Jahre 1959 bildet meine kleine Studie über »Furor teutonicus oder Furor classicus?« eine gute Vereinigung von Gelehrsamkeit und wichtigen Ergebnissen gleichsam in einer Nußschale. Deshalb bereue ich auch diese Phase nicht, obgleich ich sie überwunden habe. Im Protest gegen meine Selbstwahl eines falschen Helden, des Schuftes Clodius, tat ich einen entscheidenden Schritt, indem ich meine eigene historizistische Haltung herausforderte. Während ich eines meiner indexartigen Werke zusammenstellte: die Synchronismen auf allen Lebensgebieten in der Renaissancezeit (1906), hielt ich meine erste Rede: über die »Wiedergeburt«, und in ihr lehnte ich scharf die damals vorherrschende Verehrung der Italienischen Renaissance ab. Als ich über des großen Historikers Niebuhr unveröffentlichten Schriften und in den Archiven von Magdeburg arbeitete und an meinem ersten ganz aus einer Schau entstandenen Buch »Königshaus und Stämme in Deutschland zwischen 911 und 1250«, entfernte ich mich endgültig von der antiquarischen Geschichtsauffassung. Dies geschah im Hinblick auf das Gebiet der Geschichte vor 1914. Auf dem Gebiet des Rechts konnte ich das Beispiel einer Veröffentlichung, wie ich sie heute für eines Gelehrten würdig halte, in meinem viel späteren Buch »Industrierecht« von 1926 liefern. Otto Gierke war mein Lehrer und Herausgeber meines ersten Buches. Im »Industrierecht« konnte ich, zwei Generationen jünger, seine Lehre fortführen und sie von einer romantischen Verklärung des mittelalterlichen Gemeinwesens in die Begriffe des künftigen globalen Industrialismus umformen. Wie die Deutsche Juristenzeitung 1958 feststellte, sind die hier dargelegten Einsichten der offiziellen Rechtswissenschaft weit voraus.

Der Erste Weltkrieg beendete dieses Berufsgelehrtentum. Noch ein Buch wie »Frankreich-Deutschland« von 1957 schlägt diesen Weg ein. Aber im ganzen ließ mich das

Hereinbrechen des Krieges und all der Zeit, die darauf bis heute folgte, erkennen, daß mein natürliches Selbst, meine angeborenen Fähigkeiten und eingeborene Leidenschaft mich betrogen und im bloß Professionellen lange über die Zeit hinaus gehalten hatten, in der so etwas noch erlaubt war. Die Zeichen der Zeit hatten seit 1905 auf eine Weltkatastrophe erster Ordnung hingewiesen. Wie meine Rede gegen die Renaissance-Verehrung und manche ähnliche Symptome, vor allem mein Memorandum über den Arbeitsdienst von 1912, zeigten, war ich nicht taub gegenüber diesem Anruf; aber erst mußte ich als Lehrling und Geselle unter den Meistern meines Handwerks dienen, und dieser Ehrgeiz, Anerkennung zu gewinnen, hatte gewiß die Stimme des inneren Protestes auf dem weiteren Gebiete der Politik zum Schweigen gebracht. Ich hatte die »Gilde« bis zu dem Punkte herausgefordert, wo die juristische Fakultät die Annahme des letzten Kapitels des ihr vorgelegten Buches verweigerte. Trotzdem trat ich ihr entgegen und – fußend auf meiner Revolution von Sprechen und Denken – druckte ich das Kapitel. Der Krieg lehrte mich, daß Berufsgezänk nicht genügte und die gesamte Welt der Gebildeten ein geistiges »Hinterher« verkörperte. Als ich nach Amerika kam, fand ich hier den Ausdruck »kulturelles Hinterher« häufig gebraucht, leider aber im umgekehrten Sinne. In den Vereinigten Staaten heute wie in Europa von 1914 hinken die anerkannten Hüter der Kultur hinter den anerkannt ungebildeten Massen hinterher. Greenwich Village schien mir dem Steinzeitalter anzugehören wie die deutschen Universitäten während des Ersten Weltkriegs.

Dieser Aufbruch aus alten Ordnungen konnte nur einigen Freunden bekannt gemacht werden. Von 1915 bis 1923 fühlte sich diese Freundesgruppe, als ob sie auf Patmos lebe, und »Patmos« nannten wir den Verlag, den wir 1919 gründeten und der uns die erste Bresche in den offiziellen Bücherwald schlagen sollte. Der Keim meines spä-

teren Werks – wenn ich so sagen darf –, meines besonderen Beitrags stammt aus dieser Periode völliger Erneuerung und Überholung. Als ich 1933 mit meiner Frau in die Staaten einwanderte, war das nichts gegen unsere innere Einwanderung auf Patmos, die wir nach 1915 vollzogen. Seit diesem Jahr lebten wir gänzlich ohne Interesse für die geltenden Ab- oder Einteilungen der bestehenden sozialen Ordnung und Denkweise. Die Feinheiten der Gegensätze Glauben und Wissen, Kapital und Arbeit, Objekt und Subjekt, Protestantisch und Katholisch verloren ihre Bedeutung für uns. Wir traten in einen viel weiteren Raum. Ich nehme an, daß jede Krise solche Erfahrung mit sich bringt. Wir waren nun bestimmt, nicht wieder zurückzugehen und den Rest unseres Lebens nicht der Rückkehr zur Normalität, sondern der Norm dieser außerordentlichen Erfahrung zu widmen.

Die unvermeidliche Folge eines solchen völligen Bruchs mit der Vorkriegskultur ist gewesen, daß die Welt die meisten unserer Handlungen in Verzerrung sah. Wenn ich 1959 aufgefordert werde, Geschichte in einem amerikanischen College zu lehren, bin ich mir ganz klar darüber, daß man von mir die Haltung eines »normalen Geschichtspromessors« erwartet, der ich bis zu einem gewissen Grade 1914 war. Die dazwischenliegenden Jahrzehnte bestehen einfach nicht in den grundlegenden Vorurteilen der akademischen Welt der Vereinigten Staaten. 1923 bedeutete dieser Zwiespalt eine Qual; meine Frau und ich nahmen in diesem Jahr den Ruf an die Universität Breslau an wie ein Hinabsteigen in das Grab. Wir gingen nur, weil sich keine legale Existenzmöglichkeit außerhalb dieser akademischen Stellung bot. Und der Makel dieser zum mindesten Zweideutigkeit in der Annahme machte sich böse fühlbar, und unter seinem Druck widmete ich all meine Freizeit und mehr der Gründung von Arbeitslagern, der Erfindung einer langen Liste von Formen der Erwachsenen-Erziehung. Der kindische und unwirkliche

Charakter der akademischen Welt sollte durch diese Versuche, einen Gegenpol zu schaffen, wieder gut gemacht werden. Das literarische Erzeugnis dieser Jahre von 1923 bis 1933 kann deshalb dreistrännig genannt werden. Einige Herausgaben wie das »Industrierecht« sind Nachzügler der Vorkriegs-Feldzüge. Einige sind Versuche, auf Patmos zu bleiben, wie »Die Angewandte Seelenkunde«, die zum erstenmal – 1924 – den Schlüssel meines Zugangs zu Wort und Sprache, den ich für Franz Rosenzweig in einem Manuskript von 1916 formulierte, an die Hand gibt. Von diesen Patmos-Büchern war das anspruchsvollste und sicherlich am wenigsten geplante das dreibändige Werk »Das Alter der Kirche«, mit Joseph Wittig. Er wurde als »Tröster« der katholischen Laienschaft für sein wundervolles literarisches Werk zur Rede gestellt, und seine Kämpfe wurden meine Kämpfe. Als der letzte Papst, Pius XII. Paccelli, Wittigs Beitrag las, der die päpstliche Bürokratie erregt hatte, sagte er schlicht, daß er niemals etwas Schöneres gelesen habe, und setzte telegraphisch den exkommunizierten Freund wieder an seinem richtigen Platz in der Kirche ein. Aber das war 20 Jahre später. 1927 gab mir die Kameradschaft mit Wittig das Gefühl, noch immer mit einem Bein auf Patmos zu stehen. Wie die Schau von 1914 mir erlaubt hatte, in den ewigen Ursprung des Staates einzudringen, so zollte das »Alter der Kirche« der Rolle der Kirche durch die Zeiten ihren Tribut. Damals wußte ich nicht, wie weise ich durch diese Offenbarung der Kirchengeschichte geführt wurde. Jetzt in der Rückschau muß ich mein gutes Geschick preisen, das mir diese Atempause schenkte, so daß ich mich tief in die Straßenkarte der Kirchengeschichte versenken konnte. Denn, diese Phase wurde bald durch die Periode überwunden, in der die sozialen Probleme der Revolution meine volle Aufmerksamkeit erforderten (1931–1938). So konnte ich, einigermaßen rätselhaft und sicher ohne jeden Plan, aus Europa gehen mit drei vonein-

ander unabhängigen und umfassenden Werken, einem über den Staat, einem über die Kirche, einem über die Gesellschaft unserer Ära.

Damals wußte ich es nicht, aber nun kann ich sehen, daß diese drei Werke, so groß sie mir selbst damals erschienen, mir auferlegt wurden, daß ich mich für die eigentlich von mir verlangte Aufgabe ausrüsten konnte: die universale Geschichte und die Soziologie von 1950–1958. Hier wurden Kirche, Staaten und Gesellschaft die Fackelträger in dem Marathonlauf unserer Ära.

All dies habe ich gesagt in Vorausschau der späteren Ereignisse oder, um genauer zu sein, in Rückschau. In den Breslauer Jahren schaute ich nicht über die Aufgabe hinweg, die Totenwache an der Leiche des Deutschen Reiches zu halten und das Kommen Hitlers, das ich in meinen Schriften von 1918 an als wahrscheinlich unvermeidbar vorausgesehen hatte, hinzuhalten. Die Fragen der Erwachsenenbildung, industriellen Organisation und Universitätsreform waren die Themen, deren Behandlung die äußere Form dieses Krieges abgab. Mit 1931 wurde es klar, daß der Krieg verloren werden mußte, und erst dann erlaubte ich mir, abzulassen und meine Vision von den Revolutionen Europas zu gestalten. Diese Vision kam mir an der Front in Frankreich 1916. Da ich noch immer die volle Bürde eines Lehrstuhls in der juristischen Fakultät und einen nie endenden Werktag in aller Art von Durchführungen von Erwachsenen-Erziehung in London, Württemberg, Schlesien auf mir hatte, ist die Entstehung dieses Buches für mich noch immer eine Art von Geheimnis. Denn ich darf sagen, daß es nicht die Zeichen der Anstrengung trägt, unter der es geschrieben ist. Nur mein Leib gab nach, nachdem es beendet war. Dieses Buch erwies sich als eine Art von Paß für die zweite, die amerikanische Hälfte meines Lebens. Ich hatte etwas in Harvard aufzuweisen, das von mehr als deutschem oder sogar bloß europäischem Interesse war. Das Christentum – wie

in meinen Bänden über die Kirche – schien den Bostonern in Jahre 1933 so tot wie ein Dodo (Dronte, ausgestorbene Taubenart), aber der Kommunismus stand in voller Blüte. Und da sie zwei Jahre brauchten, um herauszufinden, daß mein Buch über die Revolutionen sich nicht Marx oder Lenin verschrieben hatte, lebte ich glücklich unter ihnen, als ob ich ihr Zeitgenosse wäre.

Es war ein rauhes Erwachen, als ich den Nostizismus (Neubildung nach: Agnostizismus) am Orte voll erkannte und die Hiebe und verächtliche Behandlung eines hoffnungslosen Reaktionärs erfuhr. Dies hat mit meiner Bibliomatik nur insoweit zu tun, als diese Behandlungsart meinen Widerstand hervorrief. Ich behauptete meinen Standpunkt und widmete fünf Jahre, die ersten fünf Jahre meiner amerikanischen Existenz, um das Buch über die Revolutionen in amerikanischen Begriffen neu zu schaffen. Als diese »Selbstbiographie des westlichen Menschen« im Jahre 1938 erschien, hatte mich Harvard schon längst abgeschrieben; wir lebten unter den Milchfarmern von Vermont und den Fußballbegeisterten von Dartmouth, und die reiche Ernte neuer Forschung, die in diesem neuen Werk enthalten war, wurde weder von jemandem entdeckt noch begriffen.

Vom Jahre 1941 bis 1950 wurde alles streng privat. Sogar meine Bücher wurden als Privatdrucke veröffentlicht. Das eine stärker an die Öffentlichkeit sich wendende Buch, »Des Christen Zukunft«, wurde von dem Verleger unter dem Weihrauch seiner Abteilung für Religion beerdigt. Dieses Buch war gerade gegen die Fächeraufteilung der Zunft geschrieben worden. Daher vernichtete die angesehenere Firma Charles Scribner die Restauflage dieses Buches in gerechter Enttäuschung.

In dieser Periode von 1941 bis 1950 schrieb ich in englischer Sprache die tatsächlich erste Fassung der »Vollzahl der Zeiten«. Aber da gegen Ende dieser Epoche ersichtlich wurde, daß kein amerikanischer Verleger das Buch drucken

würde, schloß ich dieses Jahrzehnt mit drei Aufsätzen über »Liturgisches Denken« ab für die Zeitschrift der »Armen Väter« in Minnesota. Die Benediktiner dieses Klosters baten mich um einen Beitrag. Er war ein passender Abschiedsgruß an meine Träume von Erfolg in den Staaten. Denn er enthüllte meine zentrale Überzeugung, wonach der Mensch das liturgische Tier ist, und brachte eine reifere Umarbeitung der »Angewandten Seelenkunde« von 1924. Nun war die »Seelenkunde« durch den totalen Zusammenbruch in Vergessenheit geraten, der mit dem Ende der Inflation in Deutschland begann, und das »Liturgische Denken« war in einer so abseitigen Zeitschrift gedruckt worden und für eine solche antiintellektuelle Gruppe von Lesern, daß es auch keine Spur hinterlassen konnte. Es ist sogar in der Bibliographie nicht erwähnt.

Von 1950 ab begann ich für die endgültige Veröffentlichung meines Hauptwerkes, der »Soziologie«, in deutscher Sprache zu kämpfen. Während dieses Prozesses mußte ich nicht weniger als acht andere Bücher schreiben und veröffentlichen. Der erste Band der »Soziologie« wurde im Jahre 1950 gedruckt. In ihm war ein längeres autobiographisches Kapitel enthalten.¹ Von diesem ersten Druck müssen drei Kopien existieren, und mit seinem sensationellen biographischen Kapitel, das die Ausarbeitung vom Jahre 1958 nicht enthält, haben wir hier ein Fundstück für Sammler. Der erste Verleger brach den Vertrag einen Tag vor Pfingsten 1950 mit der Erklärung, daß er den ersten Band drucken wolle, aber sich durch seine Unterschrift nicht gebunden fühle, auch noch den zweiten Band zu verlegen. Nun sollte dieser zweite Band das eigentliche Werk darstellen, während der erste Band nur das Präludium für die verstopften Ohren akademischer Leser ist. Infolgedessen mußte ich in einer leidensvollen Nacht in der schweizerischen Stadt Schaffhausen über das nächste Jahrzehnt

¹ S. oben S. 17 ff.

entscheiden. Ich verbot dem Verleger, mit dem ersten Band vorzuschreiten, obgleich sein Erscheinen bereits angekündigt war. Und ich fand mich ganz unerwarteterweise viele Jahre lang belastet mit dem mühevollen Kampf, einen Weg für die Rettung des ganzen Werks zu finden. Seit meiner Bekehrung zum vollen Leben des Geistes während des Ersten Weltkriegs war ich sehr argwöhnisch hinsichtlich meines Rechts, Büchern allzuviel Gewicht beizulegen. Ohne die Leidensgeschichte Wittigs wäre ich nie zum »Alter der Kirche« gekommen. Ohne das »Rette sich wer kann« gegenüber Hitlers Aufstieg im Jahre 1931 würde ich mich nicht frei gefühlt haben, mein Lieblingsbuch zu schreiben. Unter diesen Umständen hielt ich es fünfzehn Jahre lang zurück und stellte durch diese Verlängerung der Zeit ganz gewiß einen Aufsehen erregenden Erfolg in Frage. Als ich Pfingsten 1950 die schicksalhafte Entscheidung traf, wußte ich nicht, daß neun Jahre vergehen würden, bevor ich den Helm wieder aufsetzen könnte. Ein neuer Kontrakt mit einem anderen Verleger wurde in der ersten Jahreshälfte 1951 unterzeichnet. Aber ich wußte nicht, wie wenig ein unterzeichneter Vertrag auch in diesem zweiten Falle bedeuten würde.

Daß eine Regierung durch Paßschwierigkeiten das Leben zweier sich liebender Menschen vernichten kann, daß die Verzögerung des Rechts den Frieden ganzer Familien ruinieren kann, das wußte ich. Jetzt erfuhr ich, daß mein eigener Lebensrhythmus von den Launen einer Firma abhängen sollte, der allerlei Ritter dienten, unter denen ich nur ein bloßer Bauer bin.

Nun, jetzt hat dieser unvorhergesehene Feldzug sein Ziel erreicht. Die Soziologie liegt im Druck vor, obgleich nur in Deutsch. Ob sie die zwei jüngeren Generationen wirklich erreicht mit ihrer Forderung, unsere sozialen Erkenntnisse nach den epochalen Ereignissen der letzten 40 Jahre zu datieren, kann der Autor nicht vorhersagen.

Aber soviel mag jetzt einsichtig geworden sein, daß die

Zeiten der Veröffentlichung irgendeines Buches oder Aufsatzes nicht von sich aus Wesentliches aussagen über die Stelle, die sie in der literarischen Biographie des Autors einnehmen. Die Bionomik bedarf des Widerstandes.

Vielleicht ist es angezeigt, den Leser daran zu erinnern, daß eine ganze Gruppe von Schriften nicht in die Bibliographie hineingehört und doch einen wesentlichen Teil meiner Arbeiten bildet. Dies sind die Denkschriften, die ich verfaßte bei den verschiedenen Vorstößen zur Gründung von Schulen, Diensten, Lagern usw. seit dem ersten über den Arbeitsdienst an das Preußische Kriegsministerium 1912 (1940 in American Youth abgedruckt). Eine davon, die Petition der Tunbridge Tagung an den Präsidenten Roosevelt, wurde wunderschön gedruckt. Andere kamen nie über den Zustand der Denkschrift hinaus, wie der Plan zu einem städtischen College für Dartmouth oder für die Gründung einer Akademie der Arbeit an der Universität Frankfurt 1921. 1919 druckten Leo Weismantel und ich einen Bogen: »Das Gespräch vor Zeugen«, in dem wir das propagierten, was heute allgemein als Forumgespräch üblich ist. Für Henry Copley Greenes 70. Geburtstag ließ ich etwas drucken, und ähnliches geschah häufig, aber es ist mir unmöglich, alles zu erfassen.

Klang erzeugt Widerhall, und ein Lied erweckt das andere. Unzählige Bücher, an Freunde gegeben, zeugen mit ihren oft langen poetischen Widmungen für diesen ansteckenden Charakter des Gesprächs. Ich erwähne dies, damit der Leser aus diesen ergänzenden Hinweisen ersehe, daß das gedruckte Wort für mich nicht verschieden ist von den Worten, wie sie zwischen Freunden gesprochen oder geschrieben werden. Dementsprechend haben Briefe in meinem Leben eine außerordentliche Rolle gespielt. Die in Franz Rosenzweigs Briefband veröffentlichten sind ein gutes Beispiel dafür, was Briefe für mich bedeuten. Viele Bücher begannen als Briefe.

Ogleich sich die Perioden meiner literarischen Produk-

tion gegenseitig überschneiden und obgleich das Kommen einer neuen Phase die Früchte vorausgegangener Stilepochen nicht ausrottete, kann man die einzelnen Perioden wohl erkennen, wie ich sie mit den Jahren 1907, 1915, 1923, 1932, 1941, 1950 andeuten oder mit Überschriften wie: Erinnerung und Wissen, Kritik und Forschung, Übersetzung usw. bezeichnen kann. Aber alle diese zu kurzen Stichworte werden kaum besser der Erklärung dienen als eben der Versuch, den ich auf diesen wenigen Seiten mache.

Für mein persönliches Verständnis kann ich sieben getrennte Perioden meines literarischen Lebens aufzählen. Natürlich darf dabei nicht vergessen werden, daß diesen die zwei des Kleinkindes und der Kindheit wie in eines jeden Leben vorausgingen, d. h. die der glücklichen Unwissenheit. Das beständige Vorhandensein der fruchtbaren Erde dieser Unwissenheit und frischen Empfänglichkeit scheint sich in allen modernen Theorien des Wissens, der Psychologie, der Religion und Politik zu geringer Achtung zu erfreuen. Es verlangt geradezu Mut, zu diesen ersten Stufen hinabzusteigen, ohne die nicht *eine* der späteren Perioden in Erscheinung treten konnte. Der Mangel an diesem Mut, in den Mutterschoß zurückzukehren, mag der Hauptgrund an dem beklagenswerten Zustand sein, in dem sich der moderne Mensch befindet, daß er mit zwölf oder zwanzig Jahren keine Gedichte mehr schreibt und sogar stolz auf die traurige Tatsache ist, auf einer ganz zufälligen Artikulationsstufe in frühen Jahren stehen zu bleiben. So wird er vorhersagbar und statistisch erfaßbar. Da er sein Gedächtnis wie einen Papierkorb, sein Gemüt wie einen Gegenstand, seine Jugend als Vergangenheit behandelt, kann er niemals etwas sagen, was ihn selbst überrascht.

Der Mensch sendet das Wort zurück. Wie kann er dies tun, wenn er von den ersten Perioden seines Lebens wegläuft, in denen er für immer die widerhallenden Fähigkeiten des

Gehorsams, Zuhörens, des Singens und Spielens erwerben sollte? Diese ersten Perioden haben mich geschaffen. Von da ging die Kraft aus, die sich dann abstößt von irgendeiner altgewordenen späteren Periode des Stils oder der Artikulation, um zu einer umfassenderen heranzuwachsen. In der Tat tun mir alle diejenigen leid, die nicht den atmosphärischen Druck erleben, der uns umgibt, wenn wir gehorchen, dienen, singen und spielen dürfen. Die besten Seiten meiner Soziologie mögen die sein, auf denen ich diese vier Kapitel aus dem Leben des Geistes gerechtfertigt habe als die Schöpfung unserer wahren Zeit, unserer vollgültigen Mitgliedschaft in der Geschichte. Laßt mich praktisch vorgehen und, anstatt meine Theorien zu zitieren, aus meiner eigenen Erfahrung dieser Ausrüstung sprechen, die Eltern, Schule, Heeresdienst und Liturgie mir gegeben haben. Ich werde mich auf zwei Fälle beschränken.

Am 1. Februar 1933 entschloß ich mich, nach Amerika zu gehen. Ich war ebenso entschlossen, nicht unter Hitler eine einzige Klasse mehr zu lehren. Da indessen die technischen Voraussetzungen für die Abfahrt Zeit kosteten, ging ich für den Sommer 1933 nach Berlin, sozusagen in die Höhle des Löwen selbst. Im Stadion, dem Ort, wo 1936 die Olympischen Spiele stattfanden, verbrachte ich drei Monate. Wozu? Die Deutschen verliehen ihr Sportabzeichen in vier Klassen je nach der Altersstufe: eine für die Jugend unter 20, eine für die zwischen 20 und 30, eine für die zwischen 30 und 40 und die goldene für die, die älter als vierzig waren. Da ich 45 Jahre alt war, bemühte ich mich um das goldene Sportabzeichen. Und tatsächlich, zwei Tage vor meiner Abfahrt trugen die Nazi-Ausweise meinen echt jüdischen Namen als Empfänger des goldenen Sportabzeichens.

Im Monat April 1922 mußte ich nach Berlin zum Preußischen Erziehungsministerium fahren. Als der Gründer der Akademie der Arbeit in Frankfurt hatte ich versucht, meine neuen soziologischen Einblicke in Zeiten und Räume

anzuwenden und einen neuen Stab für diese völlig neue Aufgabe zusammenzuschmieden. Die politische Zugehörigkeit der Lehrer erwies sich als zu stark; der eine war ein Kommunist, der andere ein sozialistischer Marxist. Obgleich damit mein naiver Glaube an die unbesiegbaren Kräfte des Patmos-Geistes zugrundeging, zog ich vor zu verzichten, anstatt einer toten und uneinigen Institution vorzustehen. Kein äußerer Grund hatte mich zu diesem Tun getrieben, und ich hatte noch geduldig gewartet im Interesse der Studenten, damit ihnen meine Abdankung nicht schade. Jetzt aber, obwohl wir unser Vermögen in der Inflation verloren hatten und ein kleines Kind angekommen war, mußte ich aussteigen. Es bestanden absolut keine Zukunftspläne für uns, und tatsächlich lebten wir bald darauf in der phantastischsten Unsicherheit, die man sich nur denken kann. Aber in dem riesigen Ministerium Unter den Linden in Berlin muß ich mich doch ziemlich sicher gefühlt haben. Denn, als ich im Gang auf meine Unterredung mit Seiner Excellenz Heinrich Becker wartete, erschien plötzlich sein wahrhaft preußischer Sekretär voller Abscheu und sagte mir: »Seine Excellenz wünscht nicht, daß jemand im Gang mit lauter Stimme singt.« Natürlich hatte ich gar nicht gemerkt, daß ich so etwas tat. Es rettete meine Seele.

Unwissen und Wissen sind keine Gegensätze. Wir werden untergehen, wenn wir nicht darauf achtgeben. In der Weihnachtsbotschaft der Königin Elizabeth vom 25. Dezember 1958 mußte ich die entsetzlichen Worte hören: »Laßt uns die angesammelten Kulturgüter genießen.« Das ist allerdings das Ende des lebendigen Wortes. Gerade, was ich mein Leben lang übelnahm, sogar in bezug auf das Gedächtnis, daß man es als eine Summe, als bloßen Abfallhaufen behandelte, dies nun wird von oben herab proklamiert als dasjenige, was das Universum des Wortes konstituiert. Laßt uns die Harmonie unserer Sphären verteidigen gegen irgendeine Ansammlung von Kulturgütern.

In Shakespeares »Romeo und Julia« (II, 1) reizt Mercutio Tybalt: »Nichts, teurer Katzenprinz, als eins von euren neun Leben; damit denke ich fertig zu werden und... die übrigen acht abzubläuen.« Die sonst berühmte deutsche Übersetzung des Stückes läßt einfach die ganze Andeutung der neun Leben der Katze aus, da es im Deutschen keinen Begriff dafür gibt. So hatte ich selbst, bevor ich in die Staaten kam, noch nichts von den neun Leben einer Katze gehört. Nun, scheint mir, habe ich sie seit einer ganzen Weile zu leben begonnen, obwohl ich doch von ihnen gar nichts wußte.

1959

BILLARDKUGELN?

Zwei Verslitaneien von 1917

Eugenius Francisco Saludem.

Vielleicht ist jeder gleich:
Gleich vielgestaltig,
Hält er des Wesens Kräfte
Reich gebunden.
Doch blieb es dennoch immer mannigfaltig,
Was jeder an dem andern heimgefunden.
Nun seh ich dich wie eine Mauer starren
Zu Schutz und Halt – ich ström' in off'nen Wellen;
Doch ist's bei dir vielleicht nur letztes Harren,
Zu dem dir schon der Sinne Knospen schwellen.
Nun schein ich dir ein Schwert, zur Tat geschmiedet,
Und bin doch nur ein schnell verkohltes Feuer –
Ein überhitztes Wasser, das versiedet.
Mein Tag rinnt doppelt schnell und doppelt teuer.
Da bleibt uns nichts als tröstendes Bedenken.
Des Einen Last ist Lust dem andern Wesen;
Wir müssen uns einander schon verschenken:
Du hast's – ich brauch's – so werden wir genesen.

(Zitiert in einem Brief vom 14. 8. 1917 von F. R. an Trudchen Oppenheim, »zur Sicherung vor den Tücken der Feldpost«, mit Erklärungen zum Gedicht.)

Item Bund, Alter und Neuer,
Freier, Getreuer,
Sünde, Gesundheit,
Hie Hundheit, hie Wundheit,
Zucht hier, dort Züchtigung,
Ghetto, Verflüchtigung,
Kirche und Synagogen,
Naturgesetze und Regenbogen,
Zuchtwahl und doch das All,
Sündenvergebung und Sündenfall:
Jedem von uns beiden das Seine,
Aber er ist damit nicht alleine.
Hat einen Zwilling im andern Lager,
Des eignen Brustteufels leibhaftigen Schwager,
Seinen guten Engel zum Finden der Maße,

Seinen Prügelbengel beim Laufen der Straße,
Seinen Feind im Raum, seinen Freund in der Zeit,
In den Wellen des Willens gleichartig wiegend,
In den Bildern des Stillens sich rastlos bekriegend.
Die ganze Entfremdung des zeitlichen All,
Sein äußerster Atem und Lebensprall,
Das Alter der Welt und sein Zukunftshoffen,
Wieviel zwischen Leben und Tod ihr noch offen.
Die fernsten Geschlechter im tausendsten Gliede,
Der siebente Himmel im heutigen Liede.

Wir können uns weder lieben noch hassen,
Nicht enger noch weiter zusammenfassen,
Wir müssen uns wundern und weiterreisen
In sphärenklingend-gesetzlichen Kreisen,
Wir wandeln uns nicht durch Kampf und Bestreiten,
Wir werden verwandelt im Wandel der Zeiten.
Wir sind die Zeit, ihr Amboß und Hammer,
Wer erblickt zwischen Amboß und Hammer das Band?
Wer übersetzt sich den Hof in die Kammer?
Dem großen Vergleicher nur sind wir bekannt.
Das Leben ist eigen und metaphorisch,
Ist Knechtsgestalt und großinquisitorisch.
Gott ist das Kreuz und der Davidsstern,
Ist Tagesmitte und fernste Fern:
Fangt an, ruf ich; Haltet aus, schweigst du.
Wir werfen und halten Gestalten zu.
Wir sind nie weiter einander entfernt,
Als wenn wir ein und das selbe vollbringen,
Und wenn wir uns einstens endgültig verlernt,
Wird unser Wesen zusammen erst klingen.

Lehr mich bewahrend warten, indem du dich sicher entfallest,
Daß aus der Kraft, der *gesparten*, du *Felsenfestes* gestaltest.
Lehr ich dich reichliches Fließen, weil nur mit *feurigem* Kuß
Sich zu weichem Genießen zähmt der *beruhigte* Fluß –

Was dies nun ist? Ein so an-uns-sich-Tun,
Daß zwar ein jeder nur sich selber pflegt,
Doch grade durch sein völlig in-sich-Ruhn
Des andern Herz aufs Heftigste erregt:
Concordia discordantium canonum,
Abhängigkeit nicht durch Voreinander-Prahlen,
Der Zeiten Zwietracht setzt sich in uns um,
Des Christen Himmelreich, des Juden Heiligtum
Sind Eins trotz Zwei als geistgesetzte Zahlen.

Die Menschen wandeln hier wie Klangfiguren,
Ein reiner Ausdruck aller Gotts-Naturen.
Mit Brunst und Streit verwirren sie das Klingen
Der Sphärenharmonien, als die sie schwingen.
Heil uns, wenn wir uns nicht in einem Sparren,
Ein Lärvlein, eine Schmeichelei vernarren,
Wenn unsre Bahn, aufstrebend und gesteigert,
Sich jeder Irrung immer strenger weigert!
Und dennoch in der Ferne ein Gesicht
Aufsteigt, dem wir im Geist verbunden bleiben,
Wie zwei Planeten mit verschiedenem Licht
Einhellig ihre Sonnenbahn beschreiben.

Als 1935 ein Band mit Briefen Franz Rosenzweigs erschien, war Franz bereits seit 1929 tot und der einzige Korrespondent, dessen Briefe der Band auch wiedergab, Eugen Rosenstock-Huessy, lebte in dem nordamerikanischen Bauernstaat Vermont (383 000 Einwohner).

Als Gewesenes also, hinter uns Liegendes traten die Briefe 1935 ans Licht, die 1916 zwischen Westfront und Balkanfront hin und her gegangen waren.

Heut – 1968 – drängt sich als erstes ein damals unerkennbarer Zug dem Leser auf, der sich auf den Sinn all unseres Briefeschreibens besinnt. Mir scheint, es sei diese Korrespondenz fähig, Irrlehren der Literatur über Gespräch und Brief zu beseitigen. Mir wenigstens scheinen die herrschenden Lehren vom Brief den Unsinn unserer Sprachlehre am schrecklichsten bloßzulegen.

In den Briefen Franz – Eugen werden hohe Dinge, werden Judentum und Christentum behandelt. Aber wichtiger mag für künftige Geschlechter werden, als was sich dieser Briefwechsel selber enthüllt. Hinter den Modeworten »Dialog«, »Existentialismus«, »Involvement« bliebe nämlich immer noch die Hauptsache ungesagt, die allein den Vorgang in diesen Briefen erfaßt. Ich frage: Was hat sich mit den Briefschreibern den Briefen zufolge ereignet? Was bedeuten denn diese Briefe in ihrem Lebenslauf?

Dieser Briefwechsel hat den Lebensrhythmus beider Schreiber umgestülpt. Sie haben beide anders leben müssen als zuvor.

Von Liebesbriefen weiß jedermann, daß sie zu diesem Zwecke geschrieben werden. Shakespeares Romeo ruft aus: »It is my soul that calls upon my name.«

Dies lernen die Briefschreiber hier gleichfalls. Denn in jedem echten Briefe lernt der Angeredete neu, daß zwischen ihm als dem Empfänger und ihm als dem Angeredeten noch eine Kluft gähnt. Der Brief wird ja geschrieben, um diese Kluft zu schließen. Romeo fühlt, daß er zwar schon bisher Romeo hieß, daß aber erst durch Julius Anruf seines Namens ihm seine halbe Seele ganz werden kann. Name und Seele sollen zueinander, kraft des Mundes, der mich anspricht!

Wir sind gespalten, denn wir sind zerrissen in Kräfte, die uns rückwärts reißen, vorwärts treiben, von außen lähmen, innerlich erregen. Erst wenn die Seele unseren Namen ausspricht, wachsen wir zusammen; da also wird ein Mensch, weil zuerst berufen, neugeboren oder wiederhergestellt.

So oft das geschieht, wird der Mensch der, der er werden soll. Denn weder sollen noch können wir »wir selber« werden. Unsere Bestimmung können wir nämlich nur selbstvergessen erreichen!

Die offizielle literaturwissenschaftliche Behandlung von Briefwechseln führt irre. Denn sie geht davon aus, es sei allen Menschen um ihre Selbständigkeit zu tun.

In Wahrheit will jeder gesunde Mensch sich selbst so oft wie möglich loswerden.

Franz war Zeuge geworden, wie Eugen sein – 1965 neu aufgelegtes – »Professorenbuch« 1913 und 1914 schrieb, und er sagte dazu: Eugen habe dies Buch ausgespien wie ein Vulkan.

Wenig ahnte Franz, daß für sein eigenes kommendes Hauptwerk »Der Stern der Erlösung« dasselbe Zeitwort »ausspien« eines Tages gelten werde. Franz hat dies um-

fassende Werk zwischen Ende August 1918 und Februar 1919 »ausgespien«; er hat dafür mit seiner lebensverkürzenden Krankheit (Multiple Lateralsklerose) bezahlt. Denn die Trance der Inspiration riß ihn aus einem kraftvollen Leibe heraus, und er fand hernach in seinen Leib nicht mehr ganz zurück. Selten ist das Wort Ekstasis, Heraustreten aus dem eigenen Leibe, mehr am Platze als hier. Die meisten Kranken dieser Art sind binnen zwei Jahren tot. Franz hat mit ihr über neun Jahre lang zu leben gelernt und in diesem Jahrzehnt mit Martin Buber die Bibel neu verdeutscht. Er hat geheiratet und einen Sohn erzeugt. Er hat ein Lehrhaus gegründet, seinen Nachfolger darin ausgebildet und eine umfassende Tätigkeit auch auf anderen Gebieten entfaltet. Aber 1916 war dieser Dreißigjährige weit hinter seinen Altersgenossen zurück. »Man kann nicht lange genug auf die Schule gehen«, meinte er damals noch. So war nicht einmal seine Dissertation gedruckt. Mit 27 und 28 Jahren saß er im Hörsaal eines zwei Jahre Jüngeren und erlebte erstaunt, wie dieser ihn von seinem Mittagstisch verbannte, weil er ein Buch schreiben müsse. Dieses Müssen, dieser Zwang hatte den Jüngeren ungebührlich beschleunigt, so daß er mit 17 Abiturient, mit 20 Doktor, mit 24 Privatdozent wurde.

Mit dem Briefwechsel von 1916 tritt der Abtausch ein: Eugen lernt unendliche Geduld, Franz wird endlich ungeduldig. Wie sich die Elfenbeinkugeln im Billard gegenseitig ihr »Effet« übertragen, so ist der Rhythmus von Franz auf Eugen, von Eugen auf Franz umgesprungen.

Die Einsicht in diesen Abtausch scheint das wertvollste an diesem Vorgang und scheint – mir wenigstens – die gewiß auch wichtigen Inhalte der Briefe an Wichtigkeit zu übertreffen, denn vom Lebensrhythmus der Menschen wissen wir noch herzlich wenig.

Die Gefahr jeder solcher Einsichten besteht in ihrer willkürlichen Konstruktion hinterher. In unserem Falle aber kommen die Briefschreiber uns zu Hilfe. Nach Abschluß

der Briefkampagne trat ein Waffenstillstand ein, und Eugen benutzte ihn zu zwei Versergüssen. Man könnte sie eher Litaneien als Gedichte nennen. Sie sprechen in beider Namen, für Franz so gut wie Eugen, und damit wurde wohl das deutlichste Siegel auf die Briefe gesetzt. Beide waren kraft der Briefe enteignet und zusammengesmolzen worden, ohne Absicht, ja *gegen* ihren Willen. Die Beiden hatten sich ja bis dahin gesiezt. Die Tatsache, daß Eugen nun einfach in beider Namen halblaut sang, unterstrich den Wandel durch den Briefwechsel. Die Überlieferungsgeschichte der beiden Versstücke unterstreicht, so will mir scheinen, den besonderen Charakter des menschlichen Billardspiels der Seelen. Die Verse wanderten 1917 von Franz zu seiner Kusine, Frau Gertrud Oppenheim in Kassel. Durch 50 Jahre sind sie von ihr bewahrt worden. Sie hat sie ihrem Gedächtnis einverleibt, und aus diesem treuen Bundesgenossen von uns Menschenkindern hat sie ihnen zu neuem schriftlichem Dasein verholfen. Eugen, als ihr Verfasser, kann nur staunend die Treue dieses Gedächtnisses anerkennen. Wenn es aber bedeutet, daß wir über das, was Briefe uns selber antun, hier etwas neues lernen können, so findet er einen besonders dankenswerten Zug in dieser so völlig unverdienten Treue der Bewahrung durch eine »Hörerin des Worts«.

Wie wenig wir die Keime späterer Werke selber wahrzunehmen vermögen!

Mir scheint heut nach fünfzig Jahren, daß ich 1913 den Keim des »Stern« in Franz eingesät habe; und umgekehrt mag die Umwandlung meines esoterischen Werks einer Georgenritterschaft in die welthafte Gestalt der Revolutionen dank Franzens Geschichtswissenschaft gefördert worden sein. Doch beide haben von solchem Einfluß aufeinander, wenn er stattfand, nichts zu wissen brauchen. »Das Wissen« ist eben eine sehr oberflächliche Umgangsform der Geister. Seine Mitteilungen dringen nicht tief. Was uns unter die Haut gehn soll, das muß so wie eine

subkutane Einspritzung eindringen können. Zum Beispiel ist durch Nietzsche das von dem zerdachten Kant und dem mathematischen Descartes verfemte bacchantische Erkennen im Wirken des Geistes aussprechbar geworden. Aber der Einsiedler von Sils Maria mußte es auf sich in herzerreißender Einsamkeit beziehen. Dionysische Einsamkeit aber ist widergöttlich.

Denn das All ist dem einzelnen nur im Wahnsinn geöffnet und zugänglich; Gott hat es der geselligen und singenden Menschheit öffnen wollen. Mehr als einem erschließt es sich willig. Zwei in gegenseitiger Erschließung sind des Geistes Minimum.

Allen zusammen wird vielleicht das Beste zuteil. Darum mag also unser Duell – das schriftliche von 1916 und mehr noch das mündliche von 1913 – als ein Schritt weg vom Wahnsinn der Europäischen Menschheit, dem sie 1890 endgültig verfallen war, zurück in geistige Genesung datiert werden.

Das zu sagen, ist kein Luxus in einer »Welt«, die sich auch heut noch für »das Weltreich des deutschen Geistes« hält, in einem Lande und in einer Universität, aus der sich ihr Rektor durch Selbstmord gelöst hat, in der aber dafür »Philosophen« – ich meine »Ordinarien der Philosophie« – ihr solipsistisches Possenspiel treiben, so als sei Friedrich Nietzsche umsonst wahnsinnig geworden.

1967

NACHWORT

Zu den autobiographischen Fragmenten Eugen Rosenstock-Huessys

Eugen Rosenstock-Huessy ist nicht nur ein fruchtbarer Schriftsteller, sondern vorab ein begnadeter Sprecher und Gesprächspartner.¹ Sein Schrifttum zeugt durchweg von leidenschaftlichem Miterleben unserer Zeitenwende. Es entspricht seiner Schätzung mündlicher Sprache, daß er weder davor zurückscheut, seine Leser unmittelbar anzureden, noch ihnen ein persönliches Erlebnis oder eine Anekdote mitzuteilen, wo sie geeignet sind, den jeweiligen Gedankengang zu erhellen. Seine Freunde haben ihn daher häufig gebeten, daß er durch eine zusammenfassende Schilderung der Hauptepochen seines Lebens den Zugang zu seinem weitverzweigten literarischen Werk erleichtern möge. Dabei leitete sie die Überlegung, daß sein auf das Spracherlebnis gegründetes Verständnis von Mensch und Geschichte herkömmlichen Denkgewohnheiten zuwiderläuft, und zugleich die Gewißheit, daß nähere Vertrautheit mit seinem Lebensgang manches schroffe Urteil, das er über Zeitgenossen und Zeitläufte ausgesprochen hat, psychologisch verständlich erscheinen lassen könnte. Rosenstock-Huessy hat solche Zumutungen immer wieder zurückgewiesen. Er weiß wie einer, daß auch das Leben der Beleg für eine Wahrheit sein kann, und ja, fügt er hinzu: »für gewisse Wahrheiten ist es vermutlich der einzige Beleg« (S. 58). Aber er ist von dem Bewußtsein durchdrungen, daß die wissenschaftliche Aufgabe, die den Imperativ seines persönlichen Lebens ausmacht – der Auftrag, »*die Organisation der Menschheit auf Grund der Sprache zu ent-*

¹ Vgl. die ausführliche Bibliographie im Anhang zu »Das Geheimnis der Universität« 1958 und die seit 1963 erscheinenden »Mitteilungen« der Eugen-Rosenstock-Huessy-Gesellschaft, 4813 Bethel, Landgrafweg 4

rätselfn (S. 61) –, das weite Ausgreifen in die Gebiete der Grammatik, der Sozial- und Rechtsordnung, der religiösen und politischen Geschichte erfordert, dessen er sich unterzogen hat und noch immer unterzieht. Hinter dieser Nötigung mußte der verständliche Wunsch nach Rechtfertigung gewonnener Einsichten aus eigenen Lebenserfahrungen zurückgedrängt werden.

Zudem ist folgendes zu bedenken: über Rosenstock-Huessys Verhältnis zur Biographie – nicht nur zur Autobiographie – waltet eine besondere Paradoxie. Ihm geht es nirgends in erster Linie um den Anteil des einzelnen, hier oder da in die Geschichte eingreifenden Menschen. Er hat das Ausweichen in die historische Biographie, wie es Männern aus der letzten großen deutschen Historikerschule, der Schule Friedrich Meineckes, eigentümlich war, stets als ein Zeichen der Schwäche angesehen, die im mangelnden Verständnis für den Zusammenhang geschichtlichen Geschehens begründet ist. Demgegenüber weiß jeder verständige Leser seiner »Revolutionen« und seiner »Vollzahl der Zeiten« wahre Kabinettstücke geschichtlicher Erzählkunst aus seiner Feder zu nennen. »*History must be told*« lautet der programmatische Titel eines seiner auf Schallplatte festgehaltenen Vorträge. In solcher Geschichtserzählung geht es allemal um ein Wir-Erlebnis. Wo man das Einzelindividuum, den so oder so gearteten »Helden« in den Mittelpunkt des Erzählten stellt, ist man noch in den Kategorien pragmatischer oder idealistischer Menschenauffassung befangen und hat am wenigsten erfaßt, daß die Sprache, die den Menschen ins Leben ruft, ständig Gruppen und Stufen bewirkt, die ihn tragen und bestimmen. Andererseits sind es immer Ereignisse, die den lebendigen Menschen ergreifen. Von einem ideengeschichtlichen Werk, das sich auf Entfaltung und Bewertung von Gedanken beschränkt, urteilt Rosenstock-Huessy, ein solches Buch sage ihm nichts, weil es keine Ereignisse mitteile, die ihn angingen. Also Ereignisse sind es, von denen die Ge-

schichte handelt, und jedes von ihnen lehrt neues Sprechen, und – wo sie sich zu nachhaltiger Wirkung häufen und verstärken – bilden sie Epochen und damit neue Sprachstufen. Wieweit der eine oder andere durch sie in eine neue Sprachgruppe eingezogen wird oder in seiner alten verharret, ist persönliches Schicksal und persönliche Entscheidung. Allemal aber geht es nicht um ihn allein, sondern um die Ausgangsgruppe, der er nach Geschlecht und Generation seinem biologischen und sozialen Ursprung gemäß angehört. Sein Platz im Gefüge der Menschheit bestimmt sich aus den Sprachmöglichkeiten, die ihm Gruppe und Stufe zur Verfügung stellen. In diesem Sinne gilt Rosenstock-Huessys Satz für die Menschheit im Ganzen wie für den einzelnen Lebenden: »Das Wort ist der Lebensfaden der menschlichen Seele« (S. 92).

Bei alledem bestürzt uns immer von neuem die *innere Geschlossenheit* von Eugen Rosenstock-Huessys Gedankenwelt. Das beruht nicht darauf, daß ein oder mehrere Grundgedanken logisch entfaltet und zu einem System ausgebaut werden, wie es in Philosophie und Theologie zu geschehen pflegt. Es beruht vielmehr auf einem gläubigen Vertrauen auf die sinnvolle Konstellation der menschlichen Existenziale Sprache, Geschichte und Zeit. Bei näherem Zusehen scheinen sich unter den damit gegebenen drei Gesichtspunkten jeweils vier Themen zu ergeben, die jedem Leser oder Hörer Rosenstock-Huessys mehr oder weniger vertraut sind. Es sind das im Bereich der *Sprache*

1. Das Kreuz der Wirklichkeit,
2. Die Leiblichkeit alles Sprechens,
3. Der Vorrang der Namengebung,
4. Die Grammatik als Gesellschaftskunde;

im Bereich der *Geschichte*

1. Revolutionen und Epochen als Sprachereignisse,¹

¹ Das heißt: Revolutionen und Epochen *sind* Sprachereignisse!

2. Die vier antiken und die drei nachchristlichen Weltalter,
 3. Die Frucht der Lippen als Zeitenschoß,
 4. Die Argonautik als Überwindung der Akademie;
- im Bereich der *Zeit*

1. Die Zwölftonreihe der Zeitigung,
2. Die Überwindung der Zeit-Ungenossenschaft,
3. Die Unterscheidung von Glaube und Hoffnung,
4. Die wirtschaftende Gesellschaft als zukünftige Partnerin der Kirche.

Es kann der Meditation anheimgestellt werden, auf welche Weise diese Reihe von dreimal vier Anliegen Rosenstock-Huessys einen geheimen Zusammenhang aufweisen mit der göttlichen Drei und der irdischen Vierzahl, die in seinem Denken eine entscheidende Rolle spielen. Beim praktischen Angehen der Themen zeigt sich deutlich, daß jedes einzelne in unlösbarem Zusammenhang zu allen anderen steht. Dazu ist Eugen Rosenstock-Huessys Warnung vor der Mythisierung der Vierfalt zu beachten, die er lediglich als erste Stufe der (irdischen) Vielfalt angesehen wissen will.¹

Im übrigen macht die vorstehende Übersicht sichtbar, daß eine »systematische« Einführung in Rosenstock-Huessys Gedankenwelt deshalb so schwierig ist, weil sie von jedem der zwölf Themen aus erfolgen kann und daher von der Interessenrichtung her für den einzelnen Bemühten stets etwas Unbefriedigendes haben wird. Möge unsere Sammlung seiner autobiographischen Fragmente dazu beitragen, dem jeweils von einer besonderen Seite her Interessierten den Blick für das Ganze des Lebenswerkes Eugen Rosenstock-Huessys zu öffnen!

Bethel, im September 1967

Georg Müller

¹ Siehe Soziologie I: »Die Übermacht der Räume«, 1956, S. 266 ff. »Die Mythen um die Zahl Vier und die Metaphysik«.

NAMENVERZEICHNIS

- Abailard (1079–1142) 83
 Abraham 130
 Adam 13, 18
 Altmann, Alexander 60
 Anselm v. Canterbury
 (1033–1109) 83
 Archimedes (287–212 v. Chr.)
 13
 Aristoteles (384–322 v. Chr.)
 11, 42
 Augustin (354–430 92 f.
 Bader, Karl Siegfried
 120, 123
 Barth, Karl 81 ff., 107
 Battles, Ford Lewis 102
 Bayerle, Franz 119
 Becker, Heinrich (1876–1932)
 164
 Bekker, Ernst Immanuel
 1827–1916) 67
 Bengel, Johann Albrecht
 († 1752) 61
 Betz, Werner 37
 Bluntschli, J. K. (1808–1881)
 42
 Boeckh, August (1785–1867)
 61, 64
 Bodelschwingh, Friedrich v.
 (1831–1910) 144
 Bohr, Niels (1885–1962) 14
 Bopp, Franz (1791–1867) 61
 Breitscheid, Rudolf 76
 Brugmann, Karl († 1919) 61
 Brugsch, Heinrich
 (1827–1894) 61
 Buber, Martin (1878–1965)
 72, 83, 108, 111 ff., 170
 Burckhardt, Jakob
 (1818–1897) 40, 65 f., 149
 Calvin (1509–1564) 66, 82
 Carlyle, Thomas (1795–1881)
 61
 Catull (um 50 v. Chr.)
 65, 102
 Cesare Borgia († 1507) 65
 Chamberlain, Houston Stuart
 (1855–1927) 74
 Chapman, Joh Jay
 (1862–1933) 12
 Chesterton, Gilbert Keith
 (1874–1936 61
 Cicero (106–43 v. Chr.)
 151 f.
 Clodius Pulcher († 52 v. Chr.)
 65 f., 151 ff.
 Conant, James Bryant 136 f.
 Cues, Nicolaus v. (1401–1469)
 116
 Cuny, Albert Louis Marie 23
 Dante (1265–1321)
 21, 25, 152
 Darwin, Charles (1809–1882)
 94, 98
 David, König 113
 Descartes (1594–1650)
 17, 57, 78 f., 172
 Diels, Hermann (1842–1922)
 61
 Dollfuß, Kanzler († 1934)
 92
 Dostojewski (1821–1881)
 110
 Dove, Alfred (1848–1916) 50
 Ehrenberg, Hans (1883–1958)
 82, 107 f., 115
 Ehrenberg, Rudolf 107
 Eichhorn, Karl Friedrich
 (1781–1854) 119
 Eimer, Theodor (1843–98)
 123
 Einsiedel, Horst v. (geb. 1905,
 † 1947 im Lager Sachsen-
 hausen) 85
 Einstein, Albert 14, 21

- Elisabeth II., Königin 164
 Emmet, Dorothy 60, 113
 Enzensberger, Hans Magnus
 103
 Erman, Adolf (1854–1934)
 61, 149
 Erasmus von Rotterdam
 1466–1536) 66
 Faraday, Michael (1791–1864)
 13
 Ferrari, Giuseppe (1811–1876)
 48, 98 f.
 Feuerbach, Ludwig
 (1804–1872) 110
 Fichte (1762–1814) 139
 Franz von Assissi (1182–1226)
 152
 Franz, Franziskaner 67
 Franz Joseph, Kaiser
 (1830–1916) 104
 Galilei (1564–1642) 139
 Gardiner, Rolf 85
 George, Stefan (1869–1933)
 65
 Gervinus, Georg Gottfried
 (1805–1871) 10
 Geymüller, H. A. (1839–1909)
 65
 Gibbon, Edward (1737–1794)
 149
 Gierke, Otto v. (1841–1921)
 120, 124, 153
 Gilson, Etienne 83
 Gobineau, Graf (1816–1882)
 65 f.
 Goethe (1749–1832) 11, 23,
 35, 55, 61, 69, 91, 94 ff.,
 103, 120 f., 124
 Goetze, Alfred (1876–1946)
 50
 Grebanier, Bernard J. 106
 Greene, Henry Copley
 (1871–1950) 161
 Gregor VII. († 1085) 74
 Grimm, Jakob (1785–1863)
 39, 50, 60 f., 102, 117, 119,
 124
 Grimm, Wilhelm (1786–1859)
 61, 102, 117
 Hamann, Johann Georg
 (1733–1788) 61
 Hampe, Karl (1869–1936)
 66, 152
 Hammer, Walter (1888–1966)
 130
 Hansjakob 67
 Harnack, Adolf v.
 (1851–1930) 103
 Hegel (1770–1831) 43, 52,
 56, 109
 Heidegger, Martin
 48, 72, 109
 Heraklit (Ende 6. Jh. v. Chr.)
 114
 Hitler (1889–1945) 10, 13,
 56, 65, 83, 86 ff., 110, 126,
 129 f., 142 f., 157, 160,
 163, 167
 Hölderlin (1770–1843)
 35, 61, 103
 Hoffmann, Paul Gray 140
 Homer 61, 150
 Horaz (65–8 v. Chr.) 102
 Huch, Ricarda (1864–1947)
 87, 102, 104, 113
 Humboldt, Alexander v.
 (1769–1859) 90
 Humboldt, Wilhelm v.
 (1767–1835) 39
 James, William (1842–1910)
 110, 137
 Jesus 15, 18, 43, 47, 67,
 81, 116, 124
 Johannes, Evangelist
 81, 95 f., 118, 124
 Jupiter 24 f.

- Kant (1724–1804)
17, 40, 156 f., 172
- Karl der Große (741–814)
48 ff.
- Kierkegaard (1813–1855)
45, 109 ff.
- Kluge, Friedrich (1856–1926)
50, 60
- Koch, Richard († 1949 als
Flüchtling in Essentuki)
20, 28, 77, 99 f.
- Kopernikus (1473–1543)
- Lenin (1870–1924) 74, 158
- Lessing (1729–1781)
61, 102, 104
- Levison, W. 51
- Lindbergh, Charles A. 35
- Loesch v. 120
- Luther (1483–1546)
26, 56, 66, 150
- Luzzatto, Luigi (1841–1927)
66
- Mac Carthy, Joseph R.
1909–1957) 142
- Macchiavelli, Nicolo
(1469–1527) 66
- Marx, Karl (1818–1881)
42 ff., 48, 56, 65, 158
- Mauthner, Fritz (1849–1923)
57 f.
- May, Eugen, Dreher 103 f.
- Meyer, Eduard (1855–1930)
61
- Michel, Ernst (1887–1964)
19, 77, 83
- Michelet, Jules (1795–1874)
66
- Mitteis, Heinrich (1889–1952)
121
- Mittermaier, K. J. A.
(1787–1867) 42
- Moltke, Helmuth James v.
(geb. 1907, 1945 hingerich-
tet) 85
- Mommsen, Theodor
(1817–1903) 149
- Morgenstern, Christian
(1871–1914) 35
- Morstedt, K. Eduard M.
(1792–1850) 41 f.
- Moses 13
- Müller, Georg 9, 144
- Muth, Carl (1867–1944) 76
- Newton, Isaac (1642–1727)
13
- Niebuhr, B. G. (1776–1831)
61, 64, 153
- Nietzsche (1844–1900) 16,
35, 54, 61, 65, 109 f., 172
- Notker Labeo (950–1022)
150
- Oldham, J. H. (1874–1947)
60
- Oppenheim, Gertrud
166, 171
- Paracelsus, Theophrast
(1493–1541) 9, 55
- Parmenides (um 500 v. Chr.)
18
- Paulus, Apostel 66, 150
- Pebyre, Julien 66
- Picht, Werner (1887–1960)
77, 107
- Pindar (518–442 v. Chr.) 61
- Pius XII. Paccelli (Papst
1939–1958) 156
- Plato (427–347 v. Chr.)
18, 42, 66, 70, 110
- Prometheus 13, 35, 139
- Ptah Hotep 149
- Radbruch, Gustav
(1878–1950) 41
- Rainald von Dassel († 1167)
17
- Roosevelt, F. D., Präsident
(1882–1945) 161
- Rousseau (1712–1778) 35

- Rosenstock, Paula († 1938)
93, 148
- Rosenzweig, Franz
(1886–1929) 45 f., 70 ff.,
83, 103 f., 107, 111 ff., 156,
161, 166 ff.
- Rudolf, Kronprinz
(1858–1889) 16
- Sartre, Paul 72 f.
- Savigny, F. K. (1779–1861)
125
- Scaliger, J. J. (1540–1609)
61
- Schacht, Hjalmar H. G. 25
- Schiller (1759–1805)
23, 61, 149
- Schneider, Lambert
60, 116 f.
- Schönfeld, Walther
(1888–1958) 122 f.
- Schröder, Otto (1850–1935)
61
- Schwarz, Bertalan
(1886–1953) 125
- Shakespeare (1564–1616)
106, 148, 150, 165, 169
- Sohm, Rudolf (1841–1917)
74, 76
- Sokrates (469–399 v. Chr.)
18, 69
- Sommer, Ferdinand († 1875)
26
- Spengler, Oswald (1880–1936)
56, 65, 74 f.
- Stella Erasmus (1450–1521)
152
- Stirner, Max (1806–1856)
79
- Stutz, Ulrich (1868–1928)
119 ff.
- Taine, Hippolyte
(1829–1893) 149
- Thieme, Hans 119, 144
- Traube, Ludwig (1861–1907)
61 f.
- Treitschke, Heinrich v.
(1834–1896) 149, 151
- Trotha, Carl Dietrich v. (geb.
1907, 1952 in USA beim
Schwimmen ertrunken) 77
- Uhlig, Robert 26
- Uhlenbeck, Christianus
Cornelius (1867–1951) 33
- Vahlen, Johannes (1830–1911)
61, 152
- Voltaire (1694–1778) 35
- Weber, Alfred (1868–1958)
44, 66
- Weber, Max (1864–1920)
15 f., 66, 103
- Weisgerber, Leo
37, 48, 105, 122
- Weismantel, Leo (1889–1964)
19, 77, 107, 111 ff., 161
- Weizsäcker, Victor v.
(1886–1957) 108 ff.
- Whitehead, Alfred
(1861–1947) 136
- Wilamowitz-Möllendorf,
Ulrich v. (1848–1931) 61
- Wilhelm II., Kaiser
(1859–1941) 104
- Wilson, Woodrow, Präsident
(1856–1924) 16
- Windelband, Wilhelm
(1848–1915) 66
- Wittig, Joseph (1879–1949)
77, 103 f., 107 f., 111 ff.,
156, 160

Lieferbare Schriften
von
Eugen Rosenstock-Huessy

IM VERLAG LAMBERT SCHNEIDER, HEIDELBERG

**DIE SPRACHE DES MENSCHEN-
GESCHLECHTS.** Eine leibhaftige Grammatik in
vier Teilen

1963–1964. 2 Bde., 810, 904, XXV S., Lw. DM 80,00

DIE UMWANDLUNG des Wortes Gottes in die
Sprache des Menschengeschlechts

1968. 140 S., Kart. DM 9,80

IM VERLAG W. KOHLHAMMER, STUTTGART

DIE EUROPÄISCHEN REVOLUTIONEN und
der Charakter der Nationen

584 S., 2. Aufl. 1961, 3. Aufl. in Vorbereitung,
DM 36,00

SOZIOLOGIE

Bd. I DIE ÜBERMACHT DER RÄUME

336 S., 2. Aufl. 1965, DM 23,00

Bd. II DIE VOLLZAHL DER ZEITEN

774 S., 1958, DM 47,00

DAS GEHEIMNIS DER UNIVERSITÄT. Wider
den Verfall von Zeitsinn und Sprachkraft. Auf-
sätze und Reden aus den Jahren 1950–57, heraus-
gegeben und eingeleitet von Georg Müller. Mit
einem Beitrag von Kurt Ballerstedt: Leben und
Werk Eugen Rosenstock-Huessys und Bibliogra-
phie von 1910–58

320 S., 1958, DM 18,00

DIENST AUF DEM PLANETEN. Kurzweil und
Langeweile im dritten Jahrtausend

176 S., 1965, DM 15,00

IM VERLAG KÄTHE VOGT, BERLIN

ZURÜCK IN DAS WAGNIS DER SPRACHE.

Ein aufzufindender Papyros

82 S., 1957, DM 7,80

FRANKREICH – DEUTSCHLAND. Mythos oder
Anrede

108 S., 1957, DM 8,50

DER UNBEZAHLBARE MENSCH. Mit einem
Vorwort von Walter Dirks

204 S., 3. Aufl. 1962, DM 8,50

(Erschienen auch als Taschenbuch Bd. 187 der Her-
derbücherei)

IM VERLAG CHRISTIAN KAISER, MÜNCHEN

DES CHRISTEN ZUKUNFT oder: Wir überholen
die Moderne

350 S., 2. Aufl. 1956, DM 15,80

(Als Bd. 57/58 auch in der Siebenstern-Taschen-
buchreihe erschienen)

IM SCIENTIA VERLAG, AALEN

KÖNIGSHAUS UND STÄMME in Deutschland
zwischen 911 und 1250

418 S., 1965, DM 62,00 (Neudruck der Ausgabe Leip-
zig 1914)

*In USA bezieht man Rosenstock-Huessys Schriften
am zweckmäßigsten durch Argo Books, Inc. Post
Office Box 283, Norwich, Vermont 05055.*

Zur Zeit sind lieferbar:

THE MULTIFORMITY OF MAN

Norwich, Vt.: Beachhead 1948, 70 pp. \$ 1,40

BIBLIOGRAPHY – BIOGRAPHY

New York: Four Wells 1959, 38 pp. \$ 1,50

OUT OF REVOLUTION

New York: Four Wells 1964, 795 pp. \$ 8,00

**THE CHRISTIAN FUTURE or The Modern Mind
OUTRUN**

Introduction by Harold Stahmer.

New York: Harper Torchbook 1966, 308 pp. \$ 2,25

